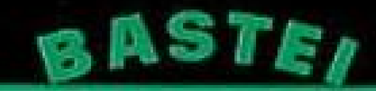
1,90 DM / Band 609
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–



NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tiefsee-Mystik

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Tiefsee-Mystik

John Sinclair Nr. 609

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 06.03.1990

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Tiefsee-Mystik

Die meisten Menschen auf der Welt wußten nichts davon.

Aber diejenigen Personen, die informiert waren, hüteten sich, darüber zu sprechen. Wenn jemand sie nach gewissen Dingen fragte, bestand die Antwort aus einem Schulterzucken oder dem Hinweis, so etwas gehöre ins Reich der Legenden und Märchen. Es war weder ein Märchen noch eine Legende.

Suko und ich wußten es besser. Und so machten wir uns auf den Weg nach Neufundland, um dort nach dem Schatz der Templer zu forschen.

Was als normale Reise begann, endete in einem Inferno aus Grauen, Mord und Mystik…

Suko hatte sie weder gehört noch gesehen, deshalb bekam er es knüppeldick und gnadenlos.

Hinter ihm zersprang die große Scheibe, vor ihm flog die Tür auf, er hörte Chris Tanner grell schreien, fuhr aus seinem Sessel hoch und verwandelte sich innerhalb eines Augenblicks in eine Kampfmaschine aus zwei Armen und zwei Beinen.

Das war der andere auch. Glasreste hingen in seiner Kleidung.

Kleine Splitter klebten in seinem Gesicht, Blut quoll aus winzigen Wunden, hinterließ dunkelrote Sommersprossen auf der Haut, und mit einem Gewehr drosch er zu.

Es war eine Schrotflinte, deren Läufe er abgesägt hatte. Das Ding hätte Suko umbringen können, rechtzeitig genug riß der Inspektor die Arme hoch und fing den Hieb ab.

Trotzdem erschütterte ihn der Treffer. Suko taumelte zurück, seine Hand rutschte zur Beretta, da war der zweite Kerl da.

Von hinten her griff er an. Eine schwielige, stinkende Hand umklammerte Sukos Hals, die andere hielt ein Messer, dessen Klinge gefährlich nahe vor Sukos Gesicht funkelte.

Der Chinese warf seinen Körper zurück. Die linke Hand schnellte dabei hoch, und während er zusammen mit dem Kerl zu Boden fiel, gelang es ihm, dessen Handgelenk abzufangen und es zusammenzudrücken.

»Hund«, gurgelte der Typ hinter ihm.

Der erste kam.

Grinsend schaukelte er näher. Er mußte um die fünfundzwanzig sein, trug Lederkleidung, ein rotes Stirnband um das fettige, schwarze Haar und sah in seiner Kleidung verdammt wild aus. Pocken verunstalteten sein Gesicht, in den Augen lag ein grausames Funkeln, und Suko dachte daran, einen Sadisten vor sich zu haben.

Der Kerl schlug zu.

Beide Läufe bekam Suko zu spüren. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen. In seinem Körper rumorte es. Schmerzwellen schossen hoch bis zum Hirn, wo sie explodierten. Die Übelkeit stieg in seine Kehle, und der Kerl vor ihm verschwamm.

»Sei froh, daß wir dich am Leben lassen, Chink!« Mit diesen Worten drosch der Schwarzhaarige noch einmal zu.

Diesmal traf er Suko am Kopf. Für den Inspektor gingen sämtliche Lichter aus. Der Rest zerplatzte in einem furiosen Wirbel, dann riß ihn der Schacht in die Tiefe.

Unter ihm wälzte sich der Kerl mit dem Messer hervor. Er war kleiner als der Gewehrträger und besaß hungrige Augen. »Soll ich ihm nicht doch die Kehle durchschneiden?«

»Wirst du dafür bezahlt?«

»Nein.«

»Dann hol dir erst den Auftrag.«

»Okay, du hast gewonnen.«

Der Flintenträger drehte sich um, denn noch ein dritter Typ war in dem Raum. Von den beiden anderen unterschied er sich absolut.

Er trug einen eleganten Zweireiher, ein blütenweißes Hemd mit angedeuteten Streifen, eine korrekt gebundene Krawatte und hatte sein dunkelblondes Haar wellig geföntt und es erst dann zurückgekämmt.

Er saß bei Chris Tanner, dieser verängstigten Frau, die in die Mündung der Pistole starrte.

Chris war schmal, sie wirkte zerbrechlich, trug einen braunen Pullover und eine dunkelgrüne Hose. In ihren Augen flackerte die Angst. Sie wußte, daß sie zu weit gegangen war, sie hätte die anderen nicht zu stark reizen sollen.

Der Schönling nickte ihr zu. »Tja, wir hatten dich gewarnt, Mädchen. Jetzt können wir nichts mehr für dich tun.«

»Wieso denn?« Ihre Stimme zitterte.

»Alles schon beredet, Süße. Was nun folgt, ist das Ende.« Der Schönling grinste. Seine hellen Augen strahlten. »Aber wir werden es langsam einläuten, ganz langsam.«

»Was… was … meinen Sie?«

Der Mann hob einen Arm und streckte den Zeigefinger an. »Hörst du das Klingeln und Klirren?«

»Ja, natürlich, ja…«

»Das ist die Kette.«

Chris begriff nicht. »Welche Kette denn?«

»Die wir dir schenken werden. Nur wird sie schwerer sein als du. Kapiert?«

Ja, Chris Tanner begriff. Ihre Hand verkrampfte sich noch mehr, schien in den Stoff der Couch hineinwachsen zu wollen, um darin zu verschwinden. Sie sah das kalte Lächeln auf dem Gesicht des Schönlings. Da wußte sie, daß sie kein Pardon zu erwarten hatte.

Der Kleinste kam mit der Kette. Er schleifte sie hinter sich her. Daß er den Raum verlassen hatte, war Chris nicht aufgefallen, aber jetzt war er da und schleuderte die Kette vor ihre Füße, wo sie mit einem letzten Klingeln liegenblieb.

Die einzelnen Glieder waren fingerdick. Sie hingen zusammen, es gab keine Lücke, und der Rost klebte auf ihnen wie eine dunkelrote Schicht.

Wie ein Kuß von eiskalten Lippen berührte der Revolverlauf ihre Haut am Hals. »Du wirst dich jetzt hinlegen, Süße, und zwar auf den Bauch. Hast du verstanden?«

»Ja, ja…«

»Dann mach.«

Chris Tanner zögerte noch. Der Schönling war grausam. Mit der freien Hand schlug er gegen ihre Wange, so daß dort ein roter Fleck zurückblieb. Chris weinte vor Wut, Angst und Schmerz, hörte den Kleinsten kichern, als sie sich auf den Bauch legte.

Der Schönling stand auf. Er warf dem Pustelgesicht einen fragenden Blick zu.

»Alles klar.« Der Schläger mit dem Stirnband nickte. »Wir haben die Sache im Griff.«

»So sollte es auch sein.«

Beide schauten grinsend zu, wie der dritte Verbrecher die Kette um den Körper der jungen Frau wickelte und dabei so raffiniert vorging, daß es ihr unmöglich war, sich zu befreien. Ihre Arme lagen eng am Körper.

»Nimm du sie, Fisher!« befahl der Schönling.

Fisher war der Mann mit dem Stirnband, er hatte am meisten Kraft und zerrte Chris von der Couch hoch. Sie konnte noch gehen, hatte allerdings Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Sie hatte auch entsetzliche Angst, denn sie wußte, was man mit ihr vorhatte.

Ihr Blick fiel auf Suko, der bewußtlos auf dem hellen Hirtenteppich lag. Er blutete am Kopf. Auf dem Teppich hatte sich bereits ein roter Fleck gebildet.

Chris Tanner ärgerte sich auch darüber, daß ihr Haus so einsam stand. Niemand hatte das Klirren der Scheibe gehört, und das Meer schwieg. Es schleuderte im ewigen Rhythmus seine Brandung gegen die steil hochragenden Felsen der Küste Neufundlands.

»Alles klar?« fragte der Schöne.

Fisher machte Suko Sorgen. »Ich weiß nicht, der Chink könnte uns noch gefährlich werden.«

»Wir holen ihn uns als nächsten. Wie gesagt, man will verdienen. Das wird ein neuer Job.«

»Wie du meinst, Jeb!«

»Ich würde ja für Fisher stimmen«, meldete sich Starky, der kleinste aus dem Trio. Er atmete immer sehr schnell und wurde deshalb der Hechler genannt.

»Nein!« Raiser hatte entschieden. »Es bleibt dabei.«

In der Zwischenzeit war es Chris Tanner gelungen, sich wieder einigermaßen zu fangen. »Bitte«, flüsterte sie. »Was… was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Daß du verschwindest«, sagte Raiser.

»Und zwar für immer!« fügte Fisher flüsternd hinzu. Dabei pulte er sich die kleinen Glassplitter aus dem Gesicht. Es störte ihn nicht weiter, daß sein Gesicht zu einer blutbefleckten Fratze geworden war.

Chris wollte es nicht wahrhaben, sie stellte die Frage trotzdem, die nur aus einem Wort bestand. »Mord?«

»So ungefähr.«

Bisher hatte sie sich gehalten. Jetzt war es mit der Beherrschung vorbei. Chris wankte, konnte die Tränen nicht mehr unterdrücken und merkte kaum, daß Starky sie auffing.

Auf ein Zeichen des Anführers hin zerrte er sie aus dem Raum in die geräumige Diele, wo die Haustür noch immer offen stand.

Der Tag neigte sich allmählich dem Ende entgegen. Im Oktober waren die Tage schon recht kurz, doch der schöne Herbst entschädigte auch dafür. So warm, so strahlend war er, daß viele ihn schon als unnatürlich bezeichneten. Oft genug war um diese Zeit schon Schnee gefallen, in diesem Jahr jedoch wollte sich das schöne Wetter überhaupt nicht verabschieden.

Auf Suko verschwendeten die drei Männer keinen Blick. Wenn sie etwas von ihm wollten, würden sie wiederkommen.

Jeb Raiser verließ das Haus als letzter. Er drückte nicht einmal die Tür zu, blieb aber davor stehen und schaute sich um.

Kein Mensch war zu sehen. Am anderen Rand der kleinen Bucht zerflossen die Konturen der Ortschaft Greenspond, einem malerischen Städtchen direkt an der Bonavista Bay gelegen.

Nach Westen hin begann die große Einsamkeit, die meisten Orte gruppierten sich um die Küste der Insel herum.

Die Menschen lebten vom Fischfang, wirkten gemütlich und hatten sich so etwas wie ein Heile-Welt-Klima aufgebaut.

Doch unter der Oberfläche brodelte es, da ging es um Macht, Intrigen und Geld.

Die Männer waren mit einem Geländewagen gekommen. Einem japanischen Fabrikat der Marke Toyota. Christine Tanner lag bereits auf der Ladefläche, hinter dem Lenkrad hockte Fisher. Starky bewachte das Opfer, und Jeb stieg als letzter ein.

Bevor Fisher startete, drehte er sich zu Starky. Dessen Gesicht glänzte wie Öl. Die Augen standen etwas schräg. Starkys Vater war Eskimo gewesen, seine Mutter eine Nutte aus dem Öl- und Goldgräberland Alaska.

»Hör zu, Starky, du hast doch so etwas wie den sechsten Sinn, nicht wahr?«

»Kann sein.«

»Was sagt dein Gefühl?«

Starky verzog die Lippen. Sie waren breit und rissig. »Ich will euch ja keine Angst einjagen, aber ich glaube, daß wir einen Fehler begangen haben.«

»Und welchen bitte?«

»Du hättest den Chink abknallen müssen. Der ist gut, das habe ich sofort gespürt.«

»Dann, meinst du, daß er uns noch Ärger bereiten könnte?«

»Sogar schweren.«

Jeb Raiser überlegte. Er nagte auf seiner Unterlippe. Neben ihm saß Fisher und tupfte ein Taschentuch gegen die kleinen Wunden.

»Du bist geil darauf, ihn zu killen, Starky, wie?«

»Chinks immer.«

»Dann geh hin und mach es schnell. Nimm ein Messer, zieh es einmal durch.«

»Ja, wie bei den Fischen.« Starkys Augen leuchteten. Er war einige Jahre zur See gefahren und hatte dort gelernt, wie man Fischen blitzschnell den Kopf abschnitt.

Sehr schnell war er aus dem Wagen, drehte sich noch einmal um und versprach, rasch wieder zurück zu sein.

»Hoffentlich, Starky.« Jeb schüttelte eine der stark parfümierten Zigaretten aus der Schachtel und rauchte.

Daß Chris Tanner auf der Pritsche lag und leise jammerte, störte ihn überhaupt nicht. Der Begriff Gefühl existierte im Wörterbuch dieser brutalen Gangster nicht. Die hätten selbst ihre eigenen Verwandten umgebracht, wenn Geld genug geflossen wäre. Minuten vergingen. Raiser rauchte, Fisher pfiff eine Schlagermelodie vor sich hin.

»Er bleibt lange«, sagte Jeb.

»Ja, wundert mich auch. Soll ich nachsehen?«

Raiser schaute auf das Haus. Zahlreiche Bäume umstanden es.

Starky kehrte zurück. Er lief schnell und hob eine Hand. Aus dem offenen Fenster heraus fragte Jeb nur ein Wort. »Und?«

»Der Chink ist tot!«

»Wunderbar.« Raiser nickte. »Dann können wir ja losfahren.«

Fisher wartete noch, bis sein Kumpan eingestiegen war. Danach ließ er den Motor an.

Chris Tanner hatte alles mitbekommen. Jetzt, wo Suko tot war, sah auch sie keine Chance mehr und verfiel in eine dumpfe Agonie…

***

Die Terrasse des Restaurants war so gebaut, daß es den Anschein hatte, man würde direkt auf dem Wasser sitzen und nicht geschützt durch Glaswände und dünne Betonstreifen.

Es war ein Fischrestaurant und das beste, wie mir mein Gegenüber, Kate Tanner, versichert hatte.

Greenspond mochte zwar ein kleiner Ort sein, aber dieses Restaurant überbot alles.

Wie auch Kate Tanner, denn sie war eine außergewöhnliche Person. Engagiert, dazu von einer wilden Schönheit und sehr burschikos. Sie stammte aus Irland, hatte natürlich rötliches Haar. Es leuchtete wie Kupfer im Schein der Deckenlampe.

Wir waren nicht elegant angezogen, das brauchte man in diesem

Restaurant nicht zu sein. Kein Chi-chi, sondern anständiges, gutes Essen, zu dem ich Kate eingeladen hatte.

Wir hatten uns beide für Hummer entschieden, die Suppe bereits gegessen und warteten auf den zweiten Gang.

In diese abgelegene Gegend hatte sie der Job hin vertrieben. Kate Tanner bezeichnete sich selbst als engagierte Umweltschützerin und wollte, daß die letzten Paradiese erhalten blieben. Besonders für die zahlreichen Seevögel, die Neufundland immer wieder anflogen und in den Felsen ihre Brutplätze besaßen.

Das herrliche Haus, in dem sie lebte, war von einer Umweltschutz-Organisation gemietet worden. Seit zwei Wochen befand sich Kates Schwester Christine zu Besuch. Die war aus Ulster gekommen und wollte vor dem Wintereinbruch wieder zurück auf ihre Insel.

Kate aber blieb, denn es hatte Ärger gegeben. Sie war mit Drohungen überschüttet worden, denn ausgerechnet eine große Anlagefirma hatte vor, nahe der Ortschaft Greenspond ein großes Ferienzentrum zu errichten, mit Tennisplätzen, einer Golfanlage und allem, was zur sogenannten Zivilisation gehörte.

Es war nicht bei den Drohungen geblieben. Die Unbekannten waren bereits zur Tat geschritten und hatten sie handgreiflich angegriffen. Nur mit Mühe war sie einer Vergewaltigung entgangen. Sogar geschossen hatte man auf sie und ebenfalls versucht, in ihrem Boot eine Bombe zu deponieren. Nur durch Zufall hatte sie überlebt, denn die Bombe war nicht hochgegangen.

Und was trieb Suko und mich in diese gottverlassene Ecke fast am Ende der Welt?

Ich wollte auf Schatzsuche gehen, denn ich war der Sohn des Lichts, und mir sollten die Templerschätze gehören, die angeblich hier auf dem Meeresgrund verborgen waren.

Danach wollten Suko und ich tauchen. Wir wußten weder, ob die Schätze nicht doch schon gehoben waren oder ob das Ganze nicht doch eine Legende war.

Wir hatten die beiden Frauen durch Zufall getroffen, denn sie wären uns fast in den Leihwagen gelaufen, als sie – bepackt mit Einkaufstüten – den Supermarkt verließen.

Wir waren uns sympathisch gewesen und hatten auf den Schreck hin ein Glas zusammen getrunken. Kate konnte es selbst nicht fassen, daß sie mir aus dem Bauch heraus von ihren Problemen berichtet hatte, und sie freute sich natürlich, daß ich auf ihrer Seite stand, war allerdings etwas von meinem Beruf enttäuscht, da sie mit Polizisten unangenehme Erfahrungen gesammelt hatte, wobei ich mir redliche Mühe gab, diese zu revidieren.

Suko hatte uns allein ausgehen lassen und war gewissermaßen als Schutz bei Chris Tanner zurückgeblieben, denn die Drohungen

konnten einfach nicht überhört werden.

Ein junges Mädchen brachte uns den Hummersalat und schenkte noch einmal Weißwein ein.

»Dann wünsche ich dir einen guten Appetit, John.«

»Danke, das geht auch an dich.«

Kate hatte nicht gelogen. Was da auf den kleinen Teller gezaubert worden war, schmeckte pikant. Vor allen Dingen überdeckte die Soße nicht den Hummergeschmack, so etwas fand man nicht überall. Der Koch mußte ein Meister seines Fachs sein.

Kate freute sich, daß es mir schmeckte. Ich hatte meinen Teller auch als erster leer und schwärmte noch von der Soße, denn ihre Reste putzte ich mit Weißbrot vom Teller.

»Das war super, Kate, alles vom Feinsten.«

»Und nicht mal teuer.«

»Eben. Was meinst du, was du in London für dieses Gericht bezahlen mußt.«

Sie lehnte sich zurück und nippte an ihrem Wein. »Nein, da möchte ich nicht hin.«

»Weshalb nicht?«

Sie hob die Schultern. »London ist mir zu laut, zu hektisch. Zu viele Menschen, du verstehst.«

»Natürlich.«

»Ob du es glaubst oder nicht, ich fühle mich hier mehr als wohl. Sauwohl, sagt man dazu.«

»Kann ich verstehen.« Mein Blick glitt bei dieser Antwort durch das große Fenster und erfaßte den kleinen angeleuchteten Hafen, wo die Fischerboote lagen und friedlich im Wasser nebeneinander dümpelten. Ihre Masten bewegten sich zitternd, und über dem Hafen lag eine nahezu greifbare Stille. Die Sonne war fast verschwunden. Nur weit im Westen brannte noch der Himmel, als würde dort ein gewaltiges Feuer leuchten und seine Flammen über den Horizont verteilen.

Es war ein wunderschönes Schauspiel, ein herrliches Land, eingehüllt vom Wasser des Atlantiks, aber es konnte auch zu einer menschenfeindlichen Gegend werden, wenn der Winter mit Brachialgewalt losbrach, begleitet von schweren Stürmen, die Massen an Schnee heranschaufelten.

»Dir gefällt es, wie?«

Ich nickte und schaute zu, wie das Mädchen abräumte. Es trug über dem gestreiften Kleid eine kleine Schürze aus Leder. Viel war nicht zu tun. Wenn Gäste kamen, dann später.

»Ich habe mich auch in dieses Land verliebt.« Kate drehte das Weinglas. »Es ist so wunderbar, so romantisch, so frei und dennoch voller Rätsel.«

»Du kennst es besser als ich.«

»Wie du, John.«

Ich war etwas irritiert. »Hilf mir mal auf die Sprünge, Kate. Wie meinst du das?«

Sie lächelte locker. »Auch du steckst voller Rätsel. Ich weiß eigentlich nichts von dir.«

Ich hob die Schultern. »Meine Güte, was gibt es von mir schon zu berichten.«

»Du bist ein Polizist«, sagte sie nachdenklich.

»Stimmt.«

Noch nachdenklicher fuhr sie fort: »Wobei ich nicht glaube, daß du gerade hier deinen Urlaub zusammen mit deinem Freund und Kollegen Suko verbringst.«

»Stimmt auch.«

»Was also hat dich nach Neufundland getrieben? War es die Arbeit? Hast du einen Job zu erledigen?«

»So ungefähr.«

»Über den du nicht reden darfst – oder?«

»Nicht gern, Kate.«

Sie schaute an mir vorbei und ins Leere. »Hat es etwas mit meinen Problemen zu tun?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Was ist es dann?«

Ich seufzte. »Du läßt nicht locker, wie?«

Sie lachte. »Das ist meine Art. Schon in der Schule war ich als neugieriges Kind verrufen. Das hat sich im Laufe der Jahre noch verstärkt, besonders in der letzten Zeit, wo Menschen versuchen, die Umwelt zu zerstören, nur weil sie ein Geschäft wittern.«

»Mein Job hat damit nichts zu tun.«

Sie trank einen Schluck Weißwein und schaute gegen die Scheibe, wo sich unsere Gestalt widerspiegelte. »Gangster mag es zwar hier auch geben, aber man erkennt sie nicht so leicht. Und von einem Engländer, der aus London geflogen ist, um hier auf der Insel Unterschlupf zu finden, habe ich auch nichts gehört.«

»Darum geht es auch nicht.«

Kate beugte sich vor. Der Lichtschein erzeugte in ihren Pupillen blitzende Reflexe. »Was ist der Grund?«

Ich seufzte. »Hast du schon einmal etwas von den Templern gehört, Mädchen?«

Plötzlich wuchs eine Eiswand zwischen uns hoch. Unsichtbar zwar, aber ich spürte es deutlich. Sie stand da und kühlte das Klima bis unter den Gefrierpunkt ab.

»Ist was?«

Kate drückte sich zurück, als wollte sie auch eine räumliche Distanz zu mir bekommen. »Du also auch?« flüsterte sie.

»Was meinst du damit?«

Ihre Augen verengten sich. »Daß du auf dieses Märchen oder diesen Schmus hereinfällst, dazu noch als Polizist! Oder bist du als Privatmann hier erschienen?«

»Nein, dienstlich.«

»Wegen der Templer?«

»So kann man es umschreiben, Kate.«

»Und wie soll ich es präzisieren?«

»Das weißt du genau.« Ich versuchte ein Lächeln, es mißlang. Kate hatte innerlich Distanz zu mir gewonnen. Zwischen uns beiden schien eine dünne Scheibe aus Eis zu stehen. Das sagte mir auch der Blick, mit dem sie mich anschaute.

»Sag es!« forderte sie mich kühl auf, weil sie einen bestimmten Verdacht besaß.

»Die Templer…«

»Das weiß ich bereits, John.«

»Und der Schatz!« fügte ich ebenso hart hinzu.

Das Hauptgericht wurde gebracht. Die Bedienung servierte den Hummer mit einem herzlichen Lächeln auf den Lippen und wurde durch unsere ernsten Gesichter etwas irritiert.

Kate gab erst eine Antwort, als das Mädchen verschwunden war.

»Du also auch«, flüsterte sie kopfschüttelnd und wiederholte sich noch einmal. »Du also auch.«

»Was soll das?«

»Nichts, zum Henker, gar nichts. Es ist einfach phänomenal, wie sich Legenden herumsprechen. Ich komme da nicht mit.«

Ich beugte mich über den Teller und spürte die Wärme des Hummers gegen mein Kinn steigen. »Ist es tatsächlich nur eine Legende, Kate? Nur ein Märchen, oder steckt mehr dahinter?«

»Nichts ist davon wahr.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du hast mir die Antwort zu schnell gegeben, weil du nicht willst, daß jemand nach dem Schatz forscht. Sag deine ehrliche Meinung.«

»Ja, das stimmt.«

»Na bitte.«

»Es gibt ihn nicht, John!« behauptete sie steif und fest. »Tut mir leid oder nicht leid.«

»Sagen wir so: Es darf ihn nicht geben.«

Nun beugte sich Kate vor. »Du läßt nicht locker, wie?« Sie verengte die Augen. »Da bist du wie ein Blutegel, John.«

»Ich bin wegen des Schatzes hier und möchte die lange Reise nicht umsonst unternommen haben.«

»Du willst also nach ihm suchen.« Sie brach eine Hummerschere ab, ich hörte es knacken. Dann stocherte sie mit einer Gabel in dem

rosafarbenen Fleisch herum.

»Das hatte ich vor.«

Sie nickte, aß und schwieg. Auch ich probierte das Fleisch. Es war ungewöhnlich frisch, und die leichte zitronisierte Soße paßte hervorragend dazu.

»Kannst du dir vorstellen, wo er sich befindet?«

»Ich rechne damit, daß ich ihn auf dem Meeresgrund suchen muß.« Wieder aß ich und trank dann einen Schluck Wein.

»Das nehmen wir alle an.«

»Alle?«

»Viele Menschen hier kennen die alten Geschichten und Legenden. Sie haben sich die Jahrhunderte über gehalten. Man sprach von schatzbeladenen Schiffen der Templer, die aus dem alten Europa über das Meer fuhren und hier vor der Küste die wertvollen Dinge im Meer versenkten. Das alles ist den Menschen bekannt.«

»Haben sie es auch für sich behalten?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Komm, Kate, nicht so verstockt. Du weißt mehr, als du zugeben willst. Raus mit der Sprache.«

»Die Neufundländer möchten die Schätze auf dem Meeresgrund liegenlassen.«

»Für immer?«

»Natürlich. Sie sind wie das Meer, wie die Landschaft. Eckig, rauh, verschwiegen. Es dauert für einen Fremden sehr lange, bis einem die Menschen hier vertrauen. Wenn du aber das Vertrauen gefunden hast, kannst du dich auf sie verlassen.«

»Das hast du – oder?«

Kate nickte, während sie kaute. »Ja, ich habe es geschafft, und ich bin froh und glücklich darüber, John, das kannst du mir glauben.«

»Dann weißt du auch mehr über den Schatz?«

»Das kann sein.«

Ich lächelte ihr über den Teller hinweg zu. »Würdest du denn verraten, wo ich anfangen müßte zu suchen, wenn ich den Templer-Schatz haben will? Würdest du das tun?«

»Nein!«

Die etwas spontane Antwort verwirrte mich. Ich schüttelte den Kopf. »Hast du kein Vertrauen zu mir?«

»Ach John«, sprach sie mit weicher Stimme weiter. »Du bist ein netter Kerl, ich mag dich, du bist mir ein Freund, trotz der kurzen Zeit, die wir uns kennen, aber ich habe die Menschen in meinen sechsundzwanzig Jahren kennengelernt, und die sind nicht nur gut. Wenn sie Geld oder Reichtum wittern, verwandeln sie sich. Da können sie fast tierisch werden, da gehen sie über Leichen.«

»Das traust du mir zu?«

Sie hob die Schultern. »Wie schon erwähnt, ich muß da vorsichtig sein. Lieber zunächst die Hand zurückziehen, als sie jemand zu reichen. Du verstehst das hoffentlich?«

»Ja.« Ich aß einige Bissen, trank, einen Schluck Wein und runzelte die Stirn. »Hast du denn deine Schwester Chris ins Vertrauen gezogen?«

Kate schüttelte den Kopf. Das rotblonde Haar schien dabei zu knistern. Mit den Händen zog sie Falten in der karierten Tischdecke glatt. »Selbst ihr habe ich nichts davon gesagt, abgesehen davon, daß sie auch nicht nach dem Schatz fragte.«

»Weiß sie denn etwas?«

»Keine Ahnung. Uns interessieren andere Dinge. Ich bin Umweltschützerin, John, das ist meine Lebensaufgabe und nicht die Suche nach einem legendären Schatz, von dem ich nicht einmal sicher sein kann, ob er überhaupt existiert.«

»Haben schon andere Gruppen versucht, an den Schatz heranzukommen?« Ich ließ nicht locker.

Kates Stimme wurde leise, die Augen verengten sich dabei. »Woher weißt du das?«

Ich hob beide Arme. »Um Himmels willen, versteh mich nicht falsch. Ich habe nur etwas angenommen, gefolgert. Als Polizist denkt man hin und wieder so.«

»Ja, das kann ich verstehen.«

»Na bitte.«

Sie nickte mir zu. »Leider hast du recht mit deiner Vermutung. Es haben tatsächlich schon Menschen versucht, an den Schatz heranzukommen, und zwar nicht wenige.«

»Wann und wo?«

Sie starrte mich böse an. »Jetzt spricht aus dir der Polizist.«

»Das kann ich nicht leugnen.«

»Vor kurzem.«

»Wie kurz?«

»Vor wenigen Tagen, John. Immer und immer wieder. Ich bekam Briefe, Anrufe, Drohungen. Wer dahintersteckt, kann ich dir nicht sagen, aber es muß bekannt sein, daß ich mich mit der Historie ein wenig auskenne. Das haben sie gewußt.«

Ich strich über mein Haar. »Hast du Angst?«

»Nicht direkt, aber…«

Da sie nicht weiterredete, sondern aß, stellte ich meine nächste Frage. »Wie direkt haben dich diese Drohungen erreicht?«

»Direkt und indirekt. Man bot mir Geld für meine Arbeit. Aber ich treibe den Teufel nicht mit Beelzebub aus. Als das nicht fruchtete, da wurden sie direkt. Da ging es mir unter die Haut, als sie davon sprachen, mich im Meer zu versenken – mit Bleiplatten an den

Gliedern und so weiter.«

»Du hast das hoffentlich nicht mal als eine leere Drohung aufgefaßt?«

»Nun ja«, sie bewegte beide Schultern. »Ich habe zumindest meine Schwester herausgehalten. Da fällt mir etwas ein. Ich bin übrigens froh, daß sie unter dem Schutz deines Freundes Suko zurückgeblieben ist, denn ich wurde in der letzten Zeit das Gefühl einer Kontrolle oder Beobachtung nicht los.«

»War es wirklich nur ein Gefühl?«

»In Sichtweite meines Hauses, aber auf dem Wasser ankert ein Schiff. Sehr unmotiviert, wie ich fand. Jedenfalls glaubte ich, an Deck Männer gesehen zu haben, die ihre Ferngläser auf mein Haus gerichtet hielten.«

»Gab es noch andere Beweise?«

»Nein. Reichen die nicht?«

»Wenn man sie in Verbindung mit den zahlreichen Drohungen sieht, dann schon.«

Kate stach mit dem rechten Zeigefinger auf mich. Ihr Nagel war blaß lackiert. »Und zu welcher Gruppe gehörst du, John Sinclair?«

»Zu keiner.«

»Das heißt, du arbeitest allein?«

»So ungefähr.«

»Soll ich dir das glauben? Ich möchte gern wissen, welches Interesse du an diesem geheimnisvollen Templer-Schatz hast, wenn du deswegen extra von London aus hergekommen bist?«

»Es ist so, Kate. Ich könnte mich eventuell als einen Erben des Schatzes ansehen.« Es war die Wahrheit, denn ich hatte mich entschlossen, den Vorhang etwas zu lüften, und ich hörte ihr Lachen, so scharf und auch negativ, daß es mir beinahe schon körperlich weh tat.

»Nein, John, noch niemand hat sich getraut, mir so etwas zu erzählen. Das sind Antworten, die nehme ich dir einfach nicht ab. Sorry, so weit kann ich nicht denken.«

»Die Wahrheit ist manchmal sehr schwer zu ertragen, Kate. Du mußt mir glauben.«

»Du ein Erbe?«

»So ist es.«

Sie schlug gegen ihre Stirn. »Dann müßtest du persönlich etwas mit den Templern zu tun haben.«

»Ist das denn so unwahrscheinlich? Es gibt die Templer auch in der heutigen Zeit. Man kennt sie zumeist nur aus der Vergangenheit, das ist zwar wahr, aber auch in der Gegenwart sind sie existent. Sie haben sich gehalten, wenn auch die beiden unterschiedlichen Gruppen geblieben sind, in die sie sich damals aufspalteten.«

Ich hörte sie atmen. »John – bitte, was bist du? Ein Spinner? Nein,

das ist zu hart. Ein Fantast – genau, das ist der richtige Ausdruck. Ich halte dich für einen – sagen wir…«, sie schaute mich skeptisch und prüfend an, »liebenswerten Fantasten.«

»Danke für das Kompliment, nur stimmt es nicht. Ich sehe mich als Realist an.«

»Trotz deiner Sprüche?«

»Es sind Tatsachen, Kate.«

Sie legte den Kopf schief und tat so, als würde sie einen Kranken anschauen. »Tatsachen, John. Wo hast du die her? Welches Buch eines fantastischen Autors hat bei deiner Meinung Pate gestanden? Wer?«

»Niemand.«

»Dann glaubst du tatsächlich daran, daß dir der angebliche Templer-Schatz gehört?«

»Wäre ich sonst hier?«

»Aber du bist Polizist!«

»Das auch. Nur hat das eine mit dem anderen nichts zu tun. Ich kann beides sein. Zudem beschäftige ich mich mit Fällen, die ins Übersinnliche hineinreichen, ins Okkulte und…«

»Moment«, unterbrach sie mich. »Laß mich nachdenken. Jagst du etwa Geister?«

»Genau.«

Da lachte Kate so laut, daß andere Gäste aufmerksam wurden und zu uns herschauten. »Sorry, John«, sie schüttelte sich, »aber das kann ich nicht begreifen. Es ist mir einfach zu hoch. Nimm es nicht persönlich, die Engländer sind ja ein verrücktes Volk, das ist bekannt. Manche von ihnen beschäftigen sich auch mit Geistern und Spukgestalten. Aber daß es dies tatsächlich gibt und daß, mir zudem noch ein Mensch gegenübersitzt, der diesen Job verrichtet, ist mir einfach zu hoch. Tut mir leid, damit kann ich nichts anfangen.«

»Schade.«

»Du bleibst dabei?«

»Natürlich.«

Mein ernstes Gesicht hatte sie stutzig werden lassen. »Ich will dir nichts Böses, John, wirklich nicht, aber das kann ich dir nicht glauben. Erst der Schatz, dann die Geister. Das eine mag ja noch real sein, beim anderen komme ich nicht mit. Ich weiß nicht, was Templer mit Geistern zu tun haben könnten.«

»Mein Gebiet ist nicht begrenzt. Die Arbeit deckt alle Phänomene ab, Kate.«

»Gut, gut«, sagte sie und nickte. »Ich will es mal hinnehmen. Lassen wir es dabei.«

»Und du wirst mir nicht helfen, den Schatz zu finden?«

»Nein.«

»Das ist schade.« Ich hob die Schultern. »Dann muß ich mich eben

allein auf die Suche machen.«

»Von mir bekommst du keine Unterstützung, und bestimmt auch nicht von den Bewohnern hier.«

»Das bin ich gewohnt.«

Die Stimmung zwischen uns war frostig geworden. Ich hätte nicht gedacht, bei Kate Turner auf einen dermaßen harten Widerstand zu stoßen. Das war schon ungewöhnlich.

Sie schaute auf ihre Uhr. Eine leichte Röte, verbunden mit einem Erschrecken, zeichnete ihr Gesicht. »Meine Güte, ich habe vergessen, Chris anzurufen.«

»Dann mach es sofort.«

»Das werde ich auch.« Sie schob den Stuhl zurück und hastete quer durch das Lokal.

Ich schaute ihr nach und zündete mir eine Zigarette an. Es war schon ungewöhnlich, wie Kate reagierte. Sie hatte mit mir über die Drohung gesprochen und nahm sie wohl ernster, als es den Anschein besaß. Sonst hätte sie nicht das Telefonat mit ihrer Schwester ausgemacht.

Für mich war das letzte Wort, was den Templer-Schatz anging, noch nicht gesprochen worden. Ich hatte schon vor langer Zeit von ihm erfahren, ihn bisher immer wieder aus meinem Gedächtnis verbannt. Bis ich vor wenigen Tagen durch einen geheimnisvollen Spiegel wieder auf ihn aufmerksam gemacht worden war. Man hatte mich praktisch darauf hingewiesen, es war ein regelrechter Druck geworden, nur deshalb waren Suko und ich nach Neufundland gefahren und hatten uns bereits drei Tage auf der Insel umgeschaut und dabei auch die beiden Schwestern getroffen. Wir waren uns sympathisch gewesen, und beide hatten uns in ihr Haus eingeladen.

Eigentlich hätten Chris und Suko mit zum Essen gehen sollen, aber die junge Frau hatte keinen Appetit verspürt. So war Suko nichts anderes übriggeblieben, als bei ihr zu bleiben, denn Kate wollte sie auf keinen Fall allein lassen. Die Drohungen hatten sie schon beunruhigt.

Sie kehrte zurück. Sogar schneller, als sie weggegangen war.

Hochrot im Gesicht stützte sie beide Hände auf die Tischplatte und beugte sich vor. Ich drückte die Zigarette aus und fragte: »Was ist geschehen?«

Kate atmete heftig und starrte mich dabei an. »Chris«, flüsterte sie schluckend, »Sie… hat sich nicht gemeldet.«

»Und Suko?«

»Auch nicht!«

»Los!« Ich zerrte sie weiter und warf noch einen Geldschein auf den Tisch, um die Summe zu begleichen. Sekunden später hatten wir das Lokal schon verlassen…

***

Bei gewissen Boxern bezeichnet man die Köpfe als Eisenschädel, weil die so leicht nichts umwirft.

Suko gehörte zwar nicht zu den Boxern, aber er hatte es gelernt, einzustecken. Der Hieb, der ihn erwischt hatte, war nicht so hart gewesen, wie es gewirkt hatte.

Er hatte Suko zwar zu Boden und ins Reich der Bewußtlosigkeit geschleudert, aber nicht so tief, daß er Stunden in diesem Zustand verbracht hätte.

Er kam relativ schnell wieder zu sich.

Suko hatte den Eindruck, auf einem Floß zu liegen, das über Wellen schaukelte. Man drückte ihn nach oben, dann wieder zurück, das Licht erschien ihm einmal zum Greifen nahe zu sein, im nächsten Moment schwamm es wieder davon.

Irgend etwas in seinem Körper warnte ihn. Es war wie ein Psycho-Wecker, der ihm ständig eine Mahnung schickte.

Du darfst nicht liegenbleiben!

Diese Warnungen glichen Stößen, die als gedankliche Impulse in sein Gehirn rasten und sich dort verteilten. Daß er die Augen geöffnet hatte, erkannte er anhand des Lichtscheins, nur bekam er es nicht richtig mit, weil sich der Schein dermaßen wattig über ihm verteilte, daß er keine genauen Umrisse erkennen konnte.

Etwas trieb ihn in die Höhe. Suko merkte nicht, daß es sein eigenes Ich war, die Psyche, der Überlebenswille, der tief in seiner Seele steckte. Erst als er saß und sich mit dem Rücken anlehnte, merkte er, was geschehen war.

Die Erinnerung kehrte zurück. Das zerstörte Fenster, durch das der Wind blies, zahlreiche Splitter auf dem Boden erfaßte und sie durcheinanderwirbelte.

Die offene Tür. Für ihn Ausgang und Eingang zugleich, Flucht und Gefahr. Die Frau!

Schrill sandte ihm dieser Gedanke ein Alarmsignal durch den Schädel. Er war für die Person, deren Name ihm im Augenblick nicht einmal einfiel, verantwortlich gewesen.

Plötzlich waren sie gekommen. Drei Männer wie Mondraketen.

Durch das Fenster, durch die Tür. Sie waren in den Raum gestürmt und hatten es hart und gnadenlos gemacht.

Suko holte pfeifend Luft. Der Gedanke an die Frau – ja, sie hieß Chris, erinnerte er sich wieder – jagte wie ein brennender Messerstich durch seinen Kopf und verdichtete sich zu einem für ihn schrecklichen Resultat.

Du hast versagt!

Suko trieb es auf die Beine. Möglicherweise war es dieser Vorwurf, der dafür sorgte. Ein verdammtes Versagen, den Menschen enttäuscht zu haben, der ihm als Schutzbefohlener überlassen worden war.

Der Inspektor kroch zur Tür. Er bekam mit, daß man ihm seine Waffen gelassen hatte, er schaute nach draußen und lag glücklicherweise nicht im Licht.

Da stand ein fremder Wagen, so groß, daß auch eine Entführte noch Platz haben konnte.

Und er sah den Schatten. Einen Mann, der das Fahrzeug verlassen hatte und etwas Blitzendes hervorholte.

Ein verdammtes Messer!

Suko gehörte zu den Menschen, die sich selbst einschätzen konnten. Er wußte, wann er die Grenzen seiner Kräfte erreicht hatte, und das war in diesem Fall geschehen.

Auch wenn Suko bewaffnet war, der Kerl mit dem Messer war ihm in seinem Zustand überlegen. Suko glaubte nämlich nicht daran, daß es ihm noch gelingen würde, seine Waffe zu halten.

Deshalb gab es für ihn nur die einzige Chance. Sich trotz seiner Schwäche so rasch wie möglich zurückzuziehen und sich vor dem Messer-Psychopathen zu verstecken.

Wie ein Wurm kroch Suko über den Boden. Er hielt den Mund offen, atmete keuchend, spürte unter sich das harte, glatte Holz, verzog das Gesicht, als erneute Wellen durch seinen Kopf rasten, aber er gab nicht auf. Die Angst vor dem Ende ließ seine Kräfte wachsen.

Und er schaffte es.

Es gab da einen kleinen Raum, der keine Tür, nur einen Vorhang besaß. Aber an der Rückseite, neben Säcken, Angelzeug und Holzregalen stand eine große Kiste, die leergeräumt war, das hatte ihm Chris gezeigt. Sie enthielt während des Sommers einen Teil der Winterkleidung. Die war nun hervorgeräumt worden.

Suko kroch unter dem Vorhang weg, bewegte sich keuchend weiter und stemmte sich hoch, denn er mußte zunächst den schweren Holzdeckel der Kiste anhieven.

Es gelang ihm beim ersten Versuch. Dann kroch der Inspektor hinein wie eine dicke Qualle, duckte sich, zog den Deckel vorsichtig zu und hörte bereits die Schritte des Messer-Killers.

Der Kerl befand sich im Haus, er suchte Suko, ging aber zunächst in den großen Wohnraum, wo der Inspektor eigentlich hätte bewußtlos liegen müssen.

Suko bekam eine Galgenfrist. Er kauerte in der Finsternis, durch den Rand zwischen Unterteil und Deckel fiel kein Licht, und mit einer vorsichtigen Bewegung holte Suko die Beretta hervor, die ihm doppelt so schwer erschien wie sonst.

»Scheiße!« Er hörte die wütende Stimme des Killers. »Wo hast du dich verkrochen, verdammtes Schlitzauge?«

Suko hielt den Mund. Er hatte dem Klang der Stimme nachgelauscht und festgestellt, daß dieser Mann unter Druck stand. Wahrscheinlich

durfte er seine Kumpane nicht zu lange warten lassen, deshalb rechnete sich Suko einiges aus. Der Mann würde kurz durch das Haus gehen, es absuchen und möglicherweise seinen Mordkumpanen Bescheid geben, damit diese ebenfalls das Haus durchsuchten.

Das war eine Möglichkeit, der Suko nicht viele Chancen gab. Die andere gefiel ihm besser. Den Kerlen war es darauf angekommen, die Frau zu kidnappen. Das hatten sie nun geschafft, Suko war gewissermaßen eine Zugabe.

Er litt. In seinem Kopf hämmerte und tuckerte es. Hinzu kam die schlechte Luft in der Kiste, auch der Geruch, den er nicht identifizieren konnte. Die Beretta hielt der Inspektor so fest, daß die Mündung schräg in die Höhe wies. Wenn jemand den Deckel öffnete und in die Kiste hineinschaute, war es um ihn geschehen.

Durch die nicht sehr dicken Wände gelang es Suko, den Weg des Mannes zu verfolgen. Er konzentrierte sich auf die harten Tritte und hörte, daß sich ihre Echos verstärkten. Also mußte der Kerl den Wohnraum verlassen haben, um sich dem Gang zu nähern, durch den auch Suko gekrochen war.

Er ging nicht langsam oder schlich durch das Haus. Für Suko ein Beweis, daß er unter Druck stand und sich zudem selbst Mut machen wollte. Immer wieder schrie er in die Leere des Hauses hinein.

»Ich kriege dich, Chink, ich kriege dich. Und wenn ich dich habe, dann schneide ich dir…« Er zählte einige Körperteile auf, die möchte ich aber aus gewissen Gründen verschweigen. Jedenfalls waren nicht die Ohren damit gemeint.

Suko gab keinen Laut von sich, obwohl er sich in seiner Kiste vorkam wie in einer Sauna. Er schwitzte stark. Die Luft roch nach seinen Ausdünstungen. Das Atemholen wurde zur Qual, dann wogten wieder die Wellen heran, so daß sich Suko vorkam, als würde er mit der Kiste auf dem Meer schwimmen.

Als die Schritte des Killers verstummt waren, vernahm Suko ein anderes Geräusch, das er zunächst nicht richtig hatte einstufen können. Es war allerdings in seiner Nähe aufgeklungen und hatte sich angehört, als würde etwas schaben, um dann gegeneinander zu klingen.

Es waren die Ringe, die über eine Stange liefen und oben den Vorhangstoff hielten.

Ein böses Klingeln war entstanden, das auch Sukos Ohren nicht verborgen geblieben war und er wußte sofort Bescheid.

Der Kerl stand in der Kammer!

Suko blieb still. Obwohl es ihm schwerfiel, konzentrierte er sich und spielte gedanklich die Gefahren durch, die ihm eventuell widerfahren konnten.

Er wußten nicht, wie der Mann bewaffnet war, aber auf die Beretta

konnte er sich verlassen.

Die Schritte vernahm Suko, obwohl sie schleichend gesetzt waren.

Und sie näherten sich seinem Versteck. Eine Kiste reizte immer, auch Suko hatte sie sofort gesehen.

Etwas stieß dumpf gegen die Seite. Wahrscheinlich ein Knie oder ein Fuß. Der Inspektor hielt den Atem an. In den nächsten Sekunden würde sich sein oder das Schicksal des Killers entscheiden.

Plötzlich hatte Suko das Gefühl, sein Kopf würde auseinanderfliegen.

Die hämmernden Echos waren mörderisch. Sein malträtierter Kopf schien nur mehr aus Stücken zu bestehen, die sich in der Kiste verteilten. Die Marter hörte nicht auf, denn der Killer trommelte wie ein Irrer auf den Kistendeckel und drosch noch mit seinem Messer zu.

Das merkte Suko, als sich die Lautstärke der Schläge änderte und er auch ein Kratzen dicht über sich vernahm.

Plötzlich wurde es wieder still. Sekunden nur, dann glaubte er, einen fernen Ruf zu vernehmen. Es war nur der Killer, dessen Stimme gekippt war.

Wieder hörte er Schritte, und diesmal entfernten sie sich von der Kiste. Der Kerl ging.

Zischend stieß Suko die Luft aus. Eine Welle der Erleichterung überschwemmte ihn, gleichzeitig auch die Schwäche, so daß er den Eindruck bekam, weggetragen zu werden.

Nur das nicht, nur nicht in dieser verdammten Kiste erneut das Bewußtsein verlieren. Dann konnte John suchen, bis er schwarz wurde, und möglicherweise war Suko tot, ehe er gefunden wurde.

Der Killer war nicht mehr zu hören, und Suko konzentrierte sich auf seine Befreiung.

Noch einmal mußte er alle Kräfte mobilisieren. Er drückte den Pistolenlauf gegen den Deckel und stemmte ihn, zusammen mit seiner Schulter, in die Höhe.

Die Klappe fiel wieder zurück, landete auf seinem Rücken, blieb dort liegen, während der Inspektor mit dem Oberkörper über dem Rand der Kiste hing.

In seinem Kopf dröhnte es. Er starrte den Boden an, der sich bewegte, wie auch die übrigen Gegenstände, die ihren Platz in der kleinen Kammer gefunden hatten.

Wie ein Wurm war er in die Kammer gekrochen, wie ein Wurm glitt er wieder aus seinem Versteck hervor. Er drückte sich nach vorn und zog den Kopf ein, weil er nicht mit ihm zuerst den Boden berühren wollte. Mit der rechten Schulter tickte er auf, fiel ebenfalls nach rechts, rollte noch ein Stück weiter – und blieb liegen.

Auf dem Rücken war er gelandet, starrte gegen die Decke und sah, wie sie zu rotieren begann.

Alles drehte sich, auch Suko wurde hineingerissen in den Abgrund,

der zunächst ein dunkelgraues Licht aufwies, das sich immer mehr verdichtete und schließlich zu einer Schwärze wurde, die einfach alles verschlang. Auch Suko.

Zum zweitenmal verlor er das Bewußtsein…

***

Nichts hatte der Hechler gesagt, gar nichts. Sollten die beiden anderen annehmen, daß der Chink nicht mehr lebte. Die Zeit war einfach zu kurz gewesen, um in diesem verdammten Haus jeden Winkel und jede Ecke zu durchsuchen.

»Hat er noch geschrien?« fragte Fisher.

Starky kicherte. »Nein, gebibbert. Bei mir kommt keiner dazu, noch zu schreien.«

»Das ist gut.«

Auch Chris hatte die Worte vernommen. Sie wiederum bewiesen ihr, daß sie keinen Traum erlebte. Alles, was um sie herum und mit ihr geschah, war die grausame Wahrheit, und ihr wurde klar, daß ihr die drei Männer keine Chance geben würden.

Auf der Ladefläche war das Fahrzeug nicht erleuchtet. Starky hockte neben ihr und starrte sie an. Sein Gesicht glänzte, als wäre es mit Tran beschmiert worden. Die Augen hatten einen bösartigen Ausdruck angenommen, und wenn seine Blicke über ihren Körper wanderten, bekam sie das Gefühl, von ihnen ausgezogen zu werden.

Deshalb schloß Chris die Augen, was Starky zum Lachen veranlaßte. »Du willst mich wohl nicht sehen, wie? Vorurteile, was? Weil ich nicht richtig weiß bin – oder?« Er packte zu, rüttelte an ihrer Schulter und zwang sie so zum Öffnen der Augen.

»Das stimmt nicht!« flüsterte sie. »Ich habe keine Vorurteile. Für mich sind alle Menschen gleich.«

Starky lachte, drehte den Kopf und rief zu seinen Kumpanen hin:

»Habt ihr das gehört? Sie ist einen Menschenfreundin. Sie kennt keine Vorurteile. Wie nett und großzügig von ihr, wie wunderbar.«

»Laß sie in Ruhe!« befahl Fisher.

»Weshalb?«

»Laß sie!«

Starky gehorchte. Wenn Fisher so redete, war es besser, man äußerte keinen Widerspruch. Er hatte auch im Sinn des Jeb Raiser gesprochen, diesem Schönling, den Starky im Prinzip haßte, aber gegen ihn nicht ankam, denn Raiser war ihm in allen Belangen überlegen. Vor allen Dingen war Raiser intelligenter.

Der Wagen rollte weiter in die Dunkelheit hinein. Wohin sie fuhren, konnte Chris nicht erkennen. Jedenfalls nahmen sie nicht die normalen Straßen, sonst wäre das Fahrzeug nicht dermaßen hart über die Unebenheiten des Bodens geschleudert.

Allerdings blieben sie in der Nähe der Küste, und zwar dort, wo sie steil in Richtung Meer hin abfiel und die Wellen wie tonnenschweres Gestein gegen den Fels donnerten.

Die Geräusche übertönten noch das Brummen des Motors. Wenn sie durch die Scheibe schaute, konnte sie nur schräg in den Himmel sehen, der sich sternenklar abzeichnete. Ein wunderbar weiter Himmel, etwas zum Träumen, zum Nachdenken, aber nicht, um in den Tod gefahren zu werden, wie es mit ihr geschehen sollte.

Chris erschrak selbst über ihre eigenen Gedanken. In den Tod fahren! Sollte sie tatsächlich umgebracht werden?

Als sie näher darüber nachdachte, wurde ihr übel. Die Eisenkette schien noch schwerer zu werden und ihre Glieder allmählich auseinanderzureißen.

»Was habt ihr mit mir vor?«

Starky, der es trotz der schaukelnden Fahrt schaffte, mit einem Messer seine Fingernägel zu reinigen, schaute sie an. »Wie meinst du das, Süße?«

»Ich… ich will wissen, was mit mir geschehen wird?«

Starky lachte und nickte zugleich. »Kannst du, Süße, kannst du. Wir werden dich ertränken wie eine Ratte!«

Chris Tanner schrak zusammen. Ertränken wie eine Ratte hatte dieser Mensch gesagt.

Allein der Satz sorgte dafür, daß ihr Verstand beinahe aussetzte und Panik sie überflutete. Das war furchtbar, grauenhaft. Von allen Todesarten gehörte das Ertrinken zu den schlimmsten, wie sie wußte, und die Angst steigerte sich noch mehr.

»Nun?«

»Bitte, ich…«

»Starky, halt die Schnauze!« meldete sich Jeb Raiser. »Es geht alles nach Plan.«

»Schon gut, Jeb, schon gut.«

Chris sank zurück. Sie wollte weinen, selbst das schaffte sie nicht.

In ihrem Kopf hämmerte nur dieser eine Satz: Das Ertrinken im Meer. Irgendwo draußen, oder sollte sie kurzerhand von einem Felsen in die Tiefe gestürzt werden?

Sie dachte an ihre Schwester und John Sinclair. Die beiden waren zum Essen gefahren. Irgendwie hatten sie schon geahnt, daß nicht alles glatt verlaufen würde, deshalb war Suko zurückgeblieben, aber daß die Killer über sie gekommen waren wie ein Unwetter, damit hatte wohl keiner rechnen können.

Es dauerte nicht lange, da senkte sich das Gelände. Chris Tanner bekam es kaum mit, erst als der Wagen stoppte, die Türen geöffnet wurden und frische Luft ins Innere strömte, erwachte sie aus ihrer dumpfen Lethargie.

»Hol sie raus, Starky!«

Der Kerl mit dem Messer griff unter Chris' Achseln. Er zerrte sie von der Ladefläche, stellte sie hin, aber Chris brach unter ihrer eigenen Schwäche und unter dem Gewicht der Eisenkette zusammen.

Sie sank in den feinen Sand.

»Kannst du allein laufen?«

»Ich… ich werde es versuchen.«

»Dann hoch mit dir.«

Chris hatte Mühe, sich auf die Beine zu stemmen. Ihre Füße schleiften durch den Sand. Starky schaute zu, lachte, dann aber half er ihr und hielt sie fest.

Raiser und Fisher waren schon vorgegangen. Ihre Gestalten zeichneten sich deutlich vor dem helleren Hintergrund ab. Hinzu kam der bleiche Mondschein, der sich in der kleinen Bucht verteilte und auch das Boot mit dem Außenborder nicht ausließ, das jemand auf den Strand geschoben hatte.

Jeb Raiser wirkte in seiner eleganten Kleidung ein wenig lächerlich. Die Arbeit überließ er Fisher. Er schob das Boot gegen die auslaufenden Wellen. Raiser stieg ein; es folgten Starky und die Gefangene, während Fisher im Wasser stand, das Boot noch festhielt und es als letzter enterte, naß bis zu den Knien.

Fisher setzte auch den Außenborder in Gang. Das Wasser quirlte hinter dem dickwandigen Schlauchboot auf, die Kraft des Motors sorgte dafür, daß es trotz der Belastung die Wellen überwand.

Chris hockte am Heck, den Rücken gegen den Gummiwulst gepreßt. Sprechen konnte sie nicht. Ein unsichtbares Pflaster schien auf ihren Lippen zu kleben. Sie schaute sich nur um, ihr Blick streifte auch das Gesicht des nahen Bewachers, aber Starky sagte nichts.

Der Frau war jetzt klar, daß die Mörder sie nicht in der Nähe des Strandes versenken wollten, sondern irgendwo auf dem Meer.

»Wo bringt ihr mich hin?«

Starky wischte Spritzwasser aus seinem Gesicht, bevor er nach vorn deutete. »Wenn du genau hinsiehst, kannst du die Umrisse des Schiffes erkennen.«

Chris mußte sich erst stark konzentrieren, bevor sie das Ziel sah.

Es mußte ein hochseetüchtiges Boot oder eine Yacht sein, die dort vor Anker lag.

Fisher nahm eine Taschenlampe hoch und ließ diese dreimal kurz aufblinken.

Von der Yacht her wurde das Zeichen erwidert.

Dort mußte sich noch jemand befinden. Dann waren die Gangster schon zu viert.

Die Fahrt zum Ziel dauerte nur wenige Minuten. An Deck erschien eine Gestalt, die ein Tau in die Tiefe warf, das Raiser geschickt

auffing.

Der Rest war ein Kinderspiel, selbst für die Gefangene. Über eine Leiter konnte sie an Bord klettern und wäre dort unter dem Gewicht der Ketten beinahe wieder zusammengesunken.

Das Schlauchboot mit dem Außenborder blieb an der Yacht. Es würde in ihrem Kielwasser mitfahren.

Der Skipper blieb vor Chris Tanner stehen und starrte sie an. Er war ein großer, kräftiger Mann mit breiten Schultern. Er hatte weißes Haar, dabei war der Mann nicht alt, kaum dreißig. Er gehörte zu den Albinos. Die bleiche Haut und die ungewöhnliche Augenfarbe waren seine Kennzeichen.

»Was ist, Oscar?«

Der Skipper lachte. »Eigentlich schade um sie.«

Jeb Raiser hob die Schultern. »Was willst du machen? Irgendwann ist jeder mal an der Reihe.«

»Schon, aber für sie könnte ich mir etwas Besseres vorstellen.«

»Ich auch.«

»Willst du sie wirklich…?«

»Job ist Job, Oscar, merk dir das.«

»Okay, verstanden.«

»Wie sieht es aus?«

»Nichts, keine Patrouillen, wir können ablegen.«

»Gut.«

»Bleibt es beim Ziel?«

»Ja.«

Der Albino warf noch einen letzten Blick auf Chris Tanner, die auf dem Deck zusammengesunken war und sich mit dem Rücken gegen eine Taurolle gelehnt hatte. Sie starrte ins Leere, nahm nichts von ihrer Umgebung wahr und merkte kaum, wie die beiden Motoren ansprangen und ein Zittern durch die Yacht lief.

Jeb Raiser blieb bei ihr. Er hatte auf einem Klappstuhl seinen Platz gefunden und bot ihr eine Zigarette an.

Chris reagierte überhaupt nicht, und Raiser rauchte selbst, wobei er sie angrinste. »Dein Pech, Mädchen. Du hättest zusammen mit deiner Schwester verschwinden und nicht die große Rächerin spielen sollen. Wir sind besser.«

»Nein, Sie sind ein Mörder.«

»Kann auch sein, kümmert mich aber nicht. Es geht hier ums Geschäft, verstehst du?«

»Ein dreckiges…«

»Na und? Es bringt Geld. Was macht es schon, wenn wir hier bauen? Die Leute hier bekommen Arbeit. Die Anlage braucht viele Hilfskräfte. Sie wird super werden.«

»Und die Natur geht kaputt. Das ist ein Schutzgebiet, wo sie die

zahlreichen Häuser hinsetzen wollen.«
»Nicht offiziell, sonst hätte die Firma keine Genehmigung bekommen. Klar?«
»Jeder weiß es.«
»Stört mich nicht.«
»Und von wem werden Sie bezahlt? Wer wagt dieses schändliche Verbrechen, eine Umwelt dermaßen zu vernichten.«
»Eine Gruppe steht hinter mir.«
»Wer genau?«
»Ich kenne sie nicht. Araber wahrscheinlich. Die wollen ihre Petromillionen anlegen und suchen überall auf der Welt die besten Plätze. In der Wüste können sie schlecht bauen.« Raiser lachte. »Aber das soll dich nicht mehr jucken.«
»Man wird der Spur nachgehen. Polizisten werden erscheinen und Sie vor Gericht stellen.«
»Tatsächlich? Wer soll mich denn finden, Süße. Eisenketten am Körper, da machst du nichts. Oder bist du Entfesselungskünstlerin? Sag es lieber vorher, dann schießen wir dir nämlich eine Kugel durch den Kopf.« Er lachte, als hätte er einen Witz gemacht.
Chris Tanner ekelte sich vor diesem glatten Alt-Yuppie-Typen. Ein widerlicher Schönling ohne Herz war das. Ein Mensch, vor dem man keine Achtung haben konnte.
»Sie haben den Chinesen getötet.«
»Ich weiß.«
»Da wird die Polizei sauer sein.«
Raiser lachte auf. »Weshalb? Über einen Chinesen?«
»Keine Rassendiskriminierung, bitte. Dieser Mann ist zufällig Polizeibeamter.«
Jeb Raiser verlor plötzlich seine zur Schau getragene Lockerheit.
Steif hockte er auf seinem Platz. »Sag das noch einmal, Süße.«
»Sie haben mich schon verstanden.«
»Das ist ein Bulle gewesen?«
»Aus London, Scotland Yard, falls Ihnen der Name ein Begriff ist. Ich glaube nicht, daß sein Tod so einfach hingenommen wird, Mister.«
Raiser war nachdenklich geworden, nickte, starrte nach vorn und fragte: »Was ist mit dem anderen los? Auch ein Bulle?«
»Ja, sein Kollege.«
»Was wollten die beiden hier?«
»Ich weiß es nicht.«
Raiser schlug Chris blitzschnell mit der flachen Hand gegen die Wange. Sie unterdrückte einen Schrei, blieb aber bei ihrer Meinung.
Raiser spürte, daß sie es ernst meinte, so dicht vor dem Ende log man nicht. »Okay, du weißt also nicht, weshalb die beiden Scheißkerle nach Neufundland gekommen sind. Was nimmst du denn an?«

»Ich weiß es nicht.«

Er zerrte sie herum, so daß er sie anschauen konnte. »Du wirst jetzt dein Maul aufmachen, Süße, oder ich überlasse dich dem Skipper Oscar. Der hat nämlich lange keine Frau mehr gehabt. Hast du seinen Blick nicht gesehen?«

»Doch.«

»Dann sei schön brav und gib mir Antwort.«

Chris holte tief Luft. »Wir… wir haben nicht darüber geredet, wohl gefragt, aber keine richtige Antwort bekommen. Deshalb nahmen wir an, daß die beiden Urlaub machen wollten.«

»In dieser Gegend?«

»Und wie kamt ihr an ihn heran?«

»Durch einen Zufall. Wir haben ihn zufällig getroffen, das müssen Sie mir glauben.«

Raiser lachte. »Ja, so etwas kann es geben.« Er winkte ab. »Egal, dich wird es nicht mehr kümmern, und mit dem Bullen und einer Schwester müssen wir uns auch noch beschäftigen.« Raiser stand auf. »Genieße deine letzten Minuten, bald wird für dich alles vorbei sein. Das Meer hat schon vieles verschluckt, Süße.«

Chris schaute auf Raisers Rücken, wie er davonging. Dann war es vorbei mit der Beherrschung. Sturzflutartig schossen die Tränen aus ihren Augen. Sie weinte zum Steinerweichen. Aber die Männer besaßen nicht einmal Herzen aus Stein, die waren schon aus Stahl, da tat sich nichts.

Chris Tanner durchwühlte ihr Haar, preßte die Hände vor ihr Gesicht und beugte sich vor. Sie schaute erst wieder auf, als sie Schritte hörte, die sich ihr näherten, dann ein klingelndes Geräusch! Starky stand vor ihr und hielt eine Kette in beiden Händen.

Sie hob ihr verquollenes Gesicht an und sah das Grinsen auf den Lippen des Mannes. »Gleich ist es soweit, Süße. Ich will dir nur noch einen Panzer umlegen.«

Chris machte erst gar nicht den Versuch, sich zu wehren. Gegen Starky kam sie nicht an. Er legte ihr die Kette beinahe vorsichtig um den Körper, fesselte ihre Arme eng an den Körper.

Als zwei Glieder einrasteten, nickte er zufrieden und lächelte sehr breit. »Noch drei Minuten.«

Chris hatte die Worte gehört. Sie versteifte sich, ihre Augen waren leer und glanzlos geworden. »Irgendwann«, flüsterte sie, »wirst du die Rechnung bekommen, Mörder. Du und auch die anderen.«

»Da bin ich nicht so sicher.«

»O doch, im Leben bleibt nichts ungesühnt, das kann ich dir versprechen, Killer.«

Er sagte nichts mehr, sondern zerrte sie in die Höhe. Das Gewicht der zweiten Kette war so stark, daß es sie beinahe umgerissen hätte.

Nur mit großer Mühe hielt sie sich auf den Beinen und sah, daß Raiser ihnen zuwinkte.

»Dann wollen wir mal«, sagte Starky. »Du brauchst dich nur über die Reling zu rollen, alles andere geht dann automatisch.« In seine letzten Worte hinein klang Fishers Lachen, denn auch er war gekommen und zerrte Chris weiter.

Sie fuhren nicht mehr. Das Schiff lag einigermaßen ruhig auf dem dunklen Wasser.

Klar zeichnete sich der Himmel über dem Meer ab. Die Sterne funkelten in einsamer Pracht, dazwischen leuchtete der Mond.

Chris Tanner stand schon an der Reling, eingerahmt von Starky und Fisher.

»Hast du noch einen Wunsch?« fragte Raiser, der ebenfalls heranschlenderte. Oscar verfolgte die Szene von der Brücke aus.

Chris wunderte sich über sich selbst, daß sie sprechen konnte. Und sie redete mit rauher Stimme. »Ja, ich habe noch einen Wunsch«, flüsterte sie heiser. »Ich wünsche mir, daß ihr einer gerechten Strafe zugeführt werdet. Das ist es, was ich will. Ich wünsche, daß ihr…«

»Ach, halte doch dein Maul, Süße.«

Raiser nickte seinen Kumpanen zu. »Los, hebt sie an und weg mit ihr.«

»Gut.«

Gemeinsam faßten sie zu und mußten sich wegen des Gewichts der Ketten anstrengen.

Die junge Frau tat nichts mehr. Sie schrie nicht einmal, sie wimmerte auch nicht. Ihr Gesicht hatte etwas Starres, Leichenhaftes bekommen.

Für einen Moment schaute sie auf die wogende Fläche unter sich, die so schwarz und gefährlich aussah.

Dann bekam sie den Stoß.

Als letztes Geräusch vernahm sie das Klirren der Ketten, bevor das Meer sie verschluckte…

***

Normalerweise kann ein Mensch nicht versteinern. Ich aber kam mir wie versteinert vor, als ich das Haus betrat und inmitten des Chaos' stand, das hinterlassen worden war.

Kate Turner und ich hatten zwar mit Schwierigkeiten gerechnet, daß sie allerdings mit dieser Wucht über uns zusammenbrechen würden, das war uns neu.

Sie hatte das Haus hinter mir betreten, stand in meinem Rücken und klammerte sich an mir fest. Wie Schraubenzwingen hielten die Hände meine Arme umklammert.

»Sag was!« flüsterte sie, »bitte, du mußt etwas sagen, John!«

»Nein.«

»Aber…«

»Es gibt kein Aber.«

Ich löste mich aus der Umklammerung und trat tiefer in den großen Wohnraum hinein.

Dabei schritt ich über die verteilten Glassplitter, die einmal eine Scheibe gewesen waren. Jetzt pfiff durch das Loch der Wind und strich gegen mein Gesicht.

»Wo ist sie?« flüsterte Kate, »wo ist meine Schwester?«

Ich gab keine Antwort, steckte aber die Beretta weg, die ich beim Betreten des Hauses gezogen hatte. Wenn ich die Anzeichen richtig deutete, hatte es in diesem Raum einen Kampf gegeben. Natürlich, denn ein Mann wie Suko ließ sich nicht so einfach fertigmachen.

Aber auch er war nicht zu sehen. Und vor allen Dingen, gegen wen hatte er gekämpft?

Es war zwar makaber, aber ich suchte den Boden nach Blutflecken ab. Beim ersten Hinsehen entdeckte ich keine, das beruhigte mich etwas. Doch ich wußte immer noch nichts Neues von Chris und Suko.

Kate hatte sich hingesetzt. Ich hörte sie weinen und gleichzeitig reden. Sie erstickte fast an ihrer Wut und Verzweiflung. »Diese Lumpen!« keuchte sie, »diese dreckigen Schweine. Sie… sie haben alles zerstört, sie haben alles vernichtet, sie …«

Ich drehte mich um. Kate starrte zu Boden. Ihr Kopf bewegte sich im Rhythmus der Schluckbewegungen, und ihre Finger bildeten einen fahrigen Wirrwarr.

»Wer könnte es gewesen sein?« fragte ich.

Sie hob die Schultern.

»Diejenigen, die Ihnen gedroht haben.«

»Ja – natürlich.«

Ich schloß für einen Moment die Augen. »Und wer, bitte, steckt dahinter?«

»Der Konzern, verdammt! Es ist der Konzern, diese seelenlose Maschinerie, die Anwälte vorschickt, um sich selbst im Hintergrund zu halten. So sieht es doch aus.«

»Du weißt keine Namen?«

»Nein, nur Gerüchte.«

»Welcher Art?«

Sie hob den Kopf an. »John, ist das jetzt wichtig? Bestimmt nicht. Wir müssen Chris und Suko finden!«

»Für mich ist es wichtig, Kate. Wir brauchen Spuren, auch Gerüchte sind manchmal Spuren.«

Die Umweltschützerin ließ sich Zeit mit ihrer Antwort, so konnte auch ich darüber nachdenken. Eigentlich waren wir gekommen, um den Schatz der Templer zu suchen, doch die anderen Ereignisse hatten uns regelrecht überrollt, so daß sich dieser Fall eher zu einem brutalen

Umweltkrimi entwickelte.

»Die Gerüchte sprechen von Gruppen, die nicht aus den Staaten stammen. Der Orient wurde genannt.«

»Araber?«

»So ist es.«

»Kennst du Namen, Kate?«

»Nein, nein, das ist mir auch egal. Ich will keine wissen. Ich möchte nur meine Schwester zurückhaben.«

»Das kann ich verstehen.« Ich ging zur Tür und hörte ihre Frage:

»Wo willst du denn hin?«

»Das Haus durchsuchen.«

Kate winkte ab. Dabei lachte sie schrill. »Hat das überhaupt einen Sinn, John?«

»Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich es nicht getan hätte. Bleib du hier.«

»Ja, viel Glück.«

Ich hatte auch nicht viel Hoffnung. Meine Gedanken kreisten nicht nur um Chris Tanner. Suko war mir ebenso wichtig, und ihn fand ich tatsächlich, als ich in eine kleine Kammer schaute, deren Vorhang zur Seite gezogen worden war.

Mein Freund lag regungslos auf dem Boden. Mich durchtoste ein heißer Schreck. War er tot? Ich sah kein Blut, keine Wunde und doch…

Es schmerzte in den Kniescheiben, als ich neben ihm zu Boden ging, ihn anfaßte und nach Leben suchte.

Er war bewußtlos, mehr nicht. Etwas Blut am Kopf, eine Beule, und mich durchschoß die Erleichterung wie ein gewaltiger Strom.

Wenn Suko bewußtlos war, gab das auch Hoffnung für Chris Tanner.

Als ich die Schritte hinter mir hörte, drehte ich den Kopf. Kate war mir nachgekommen, starrte uns beide an und wußte nicht, was sie sagen sollte.

»Er ist nicht tot«, beruhigte sich sie. »Man hat ihn nur bewußtlos geschlagen.«

»Und Chris?«

»Keine Ahnung. Wir werden ihn fragen müssen. Er wird uns mehr sagen können. Bitte, Kate, hole Wasser.«

»Ja, sofort.« Plötzlich hatte sie es eilig und erwachte dabei zu einer hektischen Aktivität.

Ich blieb neben Suko hocken, tätschelte hin und wieder seine Wangen, ohne jedoch eine Reaktion zu erkennen. Kate Tanner kehrte mit Wasser und einem kleinen Fläschchen zurück, in dem sich ein Riechsalz befand, wie sie mir versicherte.

Ich hielt Suko die Öffnung unter die Nase, wobei ich die kleine Flasche leicht bewegte.

Das Zeug half tatsächlich. Zuerst bewegten sich die Augen meines Freundes zuckend. Er öffnete sie, bekam Glanz in den Blick und auch so etwas wie Staunen oder Erkennen.

Ich grinste ihn schief an. »Alles okay, alter Junge?«

Suko verzog die Lippen, stöhnte leise und flüsterte mit kaum verständlicher Stimme: »Nichts ist okay, John, überhaupt nichts. Ich habe versagt.«

Auch Kate hatte mitgehört und sofort die richtigen Schlüsse aus dem Kommentar gezogen. »Was ist mit meiner Schwester?« rief sie schrill. »Mein Gott, was ist mit ihr?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sagen Sie doch…«

»Man hat sie mitgenommen.«

Als Kate aufschrie, fragte ich: »Wer ist ›man‹, Suko?«

»Drei Killertypen.« Er wollte noch sprechen, konnte es aber nicht und trank einen Schluck Wasser. Dann half ich ihm dabei, sich aufzurichten. Mit dem Rücken drückte sich mein Freund gegen die Kiste und benutzte sie als eine Stütze.

Er leerte das Glas, betastete seinen Kopf und gab mit leiser Stimme einen Bericht. »Ich muß mir Vorwürfe machen, ich hätte vielleicht… aber ich schaffte es nicht.« Mit stockender Stimme gab er uns einen detaillierten Bericht und sprach auch davon, daß einer der Killer noch zurückgekommen war, um nach Suko zu suchen, weil er ihn letztendlich killen wollte. »Die Zeit war nur zu knapp gewesen, John, sonst hättest du mich mit durchschnittener Kehle hier liegen sehen können.«

»Was sind das nur für Menschen!« flüsterte Kate. »Ich begreife das nicht. Es sind Bestien.«

Niemand widersprach. Dafür wandte ich mich mit einer neuen Frage an Suko: »Hast du erfahren können, was die Killer mit Chris vorhatten?«

»Nein.«

»Was denkst du?«

Als Antwort schaute er auf Kate, denn sie brauchte jetzt starke Nerven. »Rede ruhig, Suko, bitte. Ich rechne ja selbst damit.«

»Es kann sein, daß man Kate treffen will und ihre Schwester eben – nun ja, ihr wißt es.«

»Das ist eine Theorie, kein Beweis«, sagte ich.

»Keinen billigen Trost, John!« beschwerte sich Kate. »Bitte keinen billigen Trost. Ich bin hart im Nehmen, das ist das Leben. Ich rechne damit, daß Chris für mich sterben mußte.«

Wir schwiegen beide. Was hätten wir auch noch sagen sollen?

Suko und ich dachten ähnlich.

»Könnt ihr mich hier aus der Kammer schaffen?« fragte mein Freund.

»Allein fühle ich mich zu schwach.«

»Klar.« Ich half ihm, auf die Beine zu kommen. Wir gingen in den großen Wohnraum, wo noch immer die zahlreichen Glassplitter herumlagen, die unter unseren Sohlen zu feinen Krümeln zerdrückt wurden. In einem Sessel fand Suko Platz. Er hielt sich seinen Kopf, in dem die Schmerzen tobten.

»Möchtest du Tabletten haben?« fragte Kate.

»Ja, doch.«

Sie holte welche.

Da wir allein waren, stellte ich weitere Fragen. »Was ist, Suko, siehst du noch eine Chance für Chris?«

»Überhaupt nicht.«

»Weshalb wollen sie die Frau?«

»Um an Kate heranzukommen. Die ist dabei, ihre Pläne zu stören. Sie hat Eingaben an die Regierung gemacht. Nur wenn sie mundtot gemacht wird, kann der Konzern hier bauen. Oft schafft ein einzelner mehr als eine ganze Gruppe.«

»Das scheint mir auch so zu sein«, murmelte ich.

Kate Tanner kehrte zurück und reichte Suko zwei Tabletten. Er spülte sie mit einem kräftigen Schluck Wasser hinunter.

»Sie wollen mich zwingen, aufzugeben«, flüsterte die Frau. »Sie wollen es herausfordern.«

»Und? Wie wirst du reagieren?«

»Ich… ich weiß es noch nicht. Es kommt darauf an, was sie mit Chris gemacht haben.«

»Man könnte sie auch als Druckmittel gegen dich anwenden.«

»Kann sein.«

»Und dann?«

»Muß ich wohl aufgeben.«

Ich nickte ihr zu. »Ein weiser Entschluß, der mit Feigheit nichts zu tun hat. Ich hätte ebenso gehandelt, Kate, wirklich. Möglicherweise ergeben sich andere Chancen.«

»Ja, mal sehen.«

Suko hatte die Augen geschlossen. Er atmete ruhig, dann murmelte er: »Gib mir die Chance bis morgen, John. Diese eine Nacht brauche ich, um mich zu erholen.«

»Bestimmt eine längere Zeit.«

»Nein, nein, ich packe das schon. Zudem bin ich den Killern noch etwas schuldig. Wir werden sie uns holen, John, einen nach dem anderen. Noch einmal lasse ich mich nicht so hereinlegen.«

»Es kann auch meine Schuld sein«, sprach Kate. »Ganz allein meine Schuld.«

»Weshalb?«

»Ich habe ihre Drohungen zu sehr auf die leichte Schulter

genommen, John.«

»Das glaube ich nicht.«

»Doch, ich weiß es jetzt. Sie hätten sich…«

Einige Dinge waren trotz des Überfalls noch funktionstüchtig geblieben. Dazu gehörte auch das Telefon, das mit einem häßlich klingenden Schrillen anschlug.

Wir schraken alle zusammen, Kate am stärksten. »Wer… wer will da was von uns?«

»Heb bitte ab!«

Kate ging mit zitternden Knien zum Apparat. Beim sechsten Läuten hob sie den Hörer an, meldete sich mit einem gehauchten »Ja…« und schrak zusammen, als sie die Stimme des Anrufers vernahm.

Sie drehte sich um, hielt die Sprechmuschel zu und flüsterte in den Raum hinein, so daß ich es hören konnte: »Es ist der… der …«

Ich ließ sie nicht ausreden. »Okay, reiß dich zusammen.« Mit zwei Schritten war ich bei ihr und vernahm die fremde Stimme aus dem Hörer tönen. Sie klang scharf, leicht nasal oder überheblich, als sie fragte: »Bist du noch dran, Süße?«

»Sicher«, quetschte sie hervor.

»Das ist gut.«

Ich wies Kate an, den Hörer etwas vom Ohr wegzuhalten, weil ich auch mithören wollte.

Beide vernahmen wir das Lachen. »Wir wissen jetzt einiges mehr, Süße, deine Schwester redete. Du hast dir zwei Bullen ins Haus geholt. Einer ist tot, aber der andere lebt noch. Wir machen immer Nägel mit Köpfen, deshalb verspreche ich, daß wir ihn ebenfalls zur Hölle schicken werden, und zwar sehr schnell.«

»Chris!« keuchte Kate. »Was habt ihr mit ihr gemacht? Was ist mit ihr? Reden Sie!«

»Wir haben sie.«

»Ja, aber…«

»Kein Aber, Süße. Sie ist gut aufgehoben. Wenn wir unseren Job erledigt haben, siehst du sie wieder. Okay?«

»Aber hören Sie doch…« Es hatte keinen Sinn mehr, zu reden. Die Verbindung war bereits unterbrochen worden.

Kate Tanner sah aus wie frisch gekalkt. Der Hörer rutschte ihr aus der Hand, ich fing ihn ab und legte ihn auf seinen Platz. Wie eine Schlafwandlerin schritt Kate zu ihrem Platz, wo sie sich niederließ.

»Sie haben meine Schwester, ja, sie haben sie.«

»Stimmt.«

»Und sie denken, daß Suko tot ist.«

»Ich tot?« meldete sich der Inspektor. »Dann muß dieser Knabe seine Kumpane angelogen haben.« Er lachte in wilder Vorfreude.

»Die werden sich wundern, wie tot ich bin.«

Ich winkte ab. »Bleib du mal ruhig, wir haben jetzt andere Probleme.«

»Ja!« meldete sich Kate. »Meine Schwester. Kann ich dem Anrufer vertrauen, daß sie noch am Leben ist?«

Die Frage galt mir, eine Antwort wußte ich auch nicht.

»Bluff, John?«

Ich wiegte den Kopf. »Wir sollten uns nicht auf die Worte des Anrufers verlassen.«

»Du rechnest damit, daß sie tot ist?«

»Es kommt auf die Pläne an. Wenn sie dich noch brauchen, werden sie deine Schwester als Druckmittel behalten.«

Kate Tanner überlegte. »Aber… aber«, stotterte sie. »Weshalb haben sie dann Chris nicht ans Telefon gelassen, damit ich ein Lebenszeichen von ihr höre?«

»Es ging eben alles zu schnell.«

»Nein, John, das glaubst du nicht, das glaubst du selbst nicht.«

»Warten wir es ab. Da gibt es noch ein anderes Problem. Der Anrufer hat versprochen, auch mich zu meinen Ahnen zu schicken. Das halte ich nicht für einen Bluff. Ich rechne damit, daß er es versuchen wird.«

»Wann?«

»So rasch wie möglich.«

»Dann könnte das noch in dieser Nacht geschehen?«

»Ich möchte es nicht von der Hand weisen.«

»Und was machen wir jetzt?«

Ich hatte mir darüber bereits Gedanken gemacht, und auch einen Plan. Zu deinem Haus, Kate, gehört ein großes Grundstück. Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich im hinteren Drittel eine Hütte entdeckt.

»Du meinst den Pavillon?«

»Richtig.«

Sie nickte. »Der steht dort tatsächlich. Sollen wir uns dorthin zurückziehen?«

»Es wäre eine Möglichkeit.«

»Dafür bin ich auch«, meldete sich Suko. »Es wäre nicht die schlechteste Operationsbasis.«

»Okay, dann laß uns verschwinden, aber im Haus bleiben einige Lichter an. Wir wollen sie doch locken…«

***

Das Wasser war eisig. Chris Tanner hatte, bevor sie eintauchte, noch einmal Luft geholt. Nicht bewußt, es war mehr instinktiv gewesen.

Dann spürte sie, wie sich der Ring aus Kälte um ihre Brust schloß und ihr alles raubte.

Das Gefühl, die Atmung und das Leben.

Es würde nur langsam aus ihrem Körper sickern. Es sei denn, sie öffnete den Mund, damit das Wasser hineindringen konnte und sie in den Tod riß.

Dazu hatte sie nicht den Mut. Während Chris von den schweren Ketten in die Tiefe gezogen wurde, hielt sie die Luft an und dachte sogar noch darüber nach, wie lange sie wohl überleben würde.

Eine halbe Minute, vielleicht auch eine?

Sie war nicht geübt, hielt die Augen weit aufgerissen und hatte das Gefühl, als würde ein Vorhang vor ihrem Gesicht immer weiter nach unten gezogen. Dabei war sie es selbst, die dem Meeresboden entgegensank und den Druck in den Lungen spürte. Das Hämmern hinter den Schläfen wurde lauter, die Finsternis dichter.

Es schossen ihr nicht einmal Todesgedanken durch den Kopf. Statt dessen dachte sie an einen Film, den sie vor kurzem gesehen und der sie unwahrscheinlich beeindruckt hatte.

Abyss – am Rand des Abgrunds!

Auch sie kam sich vor wie die Protagonisten in diesem Streifen, der neue Dimensionen erschloß, aber bei ihr war es ernst. Jeder Yard, der sie tiefer in das Dunkel des Meeres brachte, war ein weiterer Schritt in den Tod.

Wie tief das Wasser an dieser Stelle war, wußte sie nicht. Sie kannte auch nicht die Beschaffenheit des Bodens, war er glatt oder wellig.

Wuchsen dort vielleicht wahre Steingebirge, oder hausten dort in der erbarmungslosen Kälte irgendwelche geheimnisvollen Fische und Ungeheuer?

Davon erzählten die Einheimischen. Von Seeschlangen, von Riesenfischen, von Kraken und Mörderwalen.

Ihre Gedanken trieben ab. Der äußere Druck nahm zu stark zu.

Hinzu kam der Mangel an Luft. Sie schaffte es einfach nicht mehr, den Mund noch länger geschlossen zu halten. Irgendwann mußte sie ihn öffnen, dann war es vorbei.

Ich will nicht sterben!

Es war ein innerlicher Schrei, ein gequältes Aufbäumen der Seele, was da durch ihre Psyche schoß. Eine furchtbare Angst hielt sie umklammert. Die Sucht nach dem Leben wurde wahnsinnig stark. Sie hielt die Augen offen, die Ketten rissen sie tiefer, die Dunkelheit des Meeres war absolut, hier drang kein Sonnenlicht hin, und sie glitt weiter in die schwarze Endlosigkeit hinein.

Jetzt mußte sie den Mund öffnen, sie konnte nicht mehr, aber sie hielt den Mund noch immer geschlossen. Vor ihrem Kopf entstanden rote Kreise, umwirbelten sie wie Planeten, und sie sah plötzlich das helle Licht, gegen das sie trieb.

Einbildung, Wahrheit?

Sie konnte es nicht sagen, aber da waren die langen Schatten, die das

Licht durchstießen, sehr nahe an sie herankamen und sie plötzlich umklammert hielten.

Das Ende!

Chris konnte den Mund nicht mehr geschlossen halten. Sie öffnete den Mund, wollte sogar noch schreien.

Das kalte Wasser rann wuchtig in ihre Kehle, füllte alles darin aus, Schmerzen durchrasten ihre Brust. Irgendwo vor ihr explodierten Sonnen, der Tod griff nach Chris Tanner, aber er sprach gleichzeitig zu ihr mit einer sanften, sehr weichen Stimme, die ihr fremd und geheimnisvoll, gleichzeitig aber vertraut vorkam.

»Es wird alles gut, meine Liebe – alles wird gut…«

Chris Tanner begriff nichts mehr…

***

Der Pavillon entpuppte sich als ein ausgezeichnetes Versteck, denn er stand in guter Deckung. Die Bäume hatten zwar das meiste Laub verloren, trotzdem mußte man genau hinschauen, um ihn entdecken zu können. In der Dunkelheit war es noch schwieriger, zudem hüteten wir uns, Licht zu machen.

Der kleine, nach vorn hin offene Rundbau war auch möbliert. Helle Korbsessel luden zum Verweilen ein, und Suko war der erste, der sich niederließ.

»Noch immer kaputt?« fragte ich.

Er winkte ab. »Allmählich geht es.«

»Wunderbar. Dann kann die Bande ja kommen.«

»Ich könnte auch auf sie verzichten«, sagte mein Freund. »Du mußt dir eines merken, John. Diese Kerle kennen kein Pardon. Sie sind grausam, sie rechnen mit jedem ab, der sich ihnen in den Weg stellt. Und sie sind bereit, sofort zu töten. Das finde ich besonders schlimm. Sie nehmen keine Rücksicht.«

»Das kann ich mir denken.«

Kate Tanner sagte nichts. Sie hatte ebenfalls ihren Platz eingenommen und die Beine ausgestreckt. Ihr Blick glitt ins Leere. Das Gesicht hatte sie abgedreht.

Wir wollten sie auch nicht ansprechen, denn ihre Gedanken drehten sich bestimmt allein um ihre verschwundene Schwester. Aber sie redete plötzlich von selbst, und zwar über ein anderes Thema. Wir hatten uns beim Essen damit beschäftigt.

»Wollt ihr wirklich nach dem Schatz der Templer tauchen?« erkündigte sie sich.

Suko schaute mich überrascht an. Ihm war über unser Gespräch nichts bekannt.

Ich antwortete mit einem schlichten »Ja.«

»Wann?«

»Ach weißt du, Kate, zunächst werden wir uns um deine Schwester und die Killer kümmern. Das ist wichtiger.«

»Danke.«

Sie schwieg wieder, doch es war ein anderes Schweigen geworden, sehr nachdenklich wie mir schien.

»Worüber denkst du nach, Kate?«

»Über die Templer.«

»Das ist ein weites Gebiet.«

»Ja, stimmt.« Sie nickte, bevor sie den Kopf hob. »Weißt du eigentlich, John, daß auch ich daran glaube?«

»An die Templer oder an den Schatz?«

»An beide.«

»Oh, das überrascht mich!«

»Es ist so. Ich habe nie damit gerechnet, auf Männer wie euch zu treffen. Der Schatz hat mich fasziniert, er fasziniert jeden. Ich habe mich erkundigt, man vertraute mir, aber es gab immer nur Andeutungen, wie ich dir schon sagte.«

»Wenn du ihn suchen müßtest, dann wüßtest du aber, wo du anfangen würdest.«

»Ja.«

»Dürfen wir das wissen?« erkundigte sich Suko.

»Ich überlege noch, doch ich tendiere zum Positiven. Ich habe euch erlebt, ich weiß jetzt instinktiv, daß ich euch vertrauen kann. Ja, ich werde euch vertrauen. Ihr seid wirklich anders, und ich glaube jetzt auch den Worten, die du mir während des Essens erzählt hast, John. Wahrscheinlich ist dein Leben sehr kompliziert, ich bin auch nicht so versessen, um dich zu bitten, daß du es vor mir ausbreitest wie auf einem Tuch, aber ich schenke dir Vertrauen.«

»Danke, Kate.«

»Stehst du wirklich in einer Verbindung zu dem Templer-Schatz, von dem niemand weiß, wie groß und zahlreich er ist?«

»Ja, Kate, denn ich werde der Sohn des Lichts genannt und bin praktisch als der letzte Träger des Kreuzes dazu ausersehen, dieses Erbe antreten zu dürfen.«

»Und du willst ihn mitnehmen?«

»Nein.« Ich sprach und lachte. »Auf keinen Fall werde ich das. Ich will nur wissen, ob er existiert.«

»Er könnte dich reich machen.«

»Da hast du recht. Nur brauche ich diesen Reichtum nicht für mich persönlich. Ich gebe gern zu, daß ich Teile von ihm nehmen werde, um Geld zu bekommen.«

»Doch für dich?«

»Nein, für die Templer.«

Jetzt begriff sie nichts mehr. Selbst in der Dunkelheit sah ich das

Erstaunen auf ihrem Gesicht. »Wie soll ich das verstehen? Die Templer sind eine Erinnerung aus dem Mittelalter.«

»Nein, nicht. Es gibt sie heute noch, wie ich es dir schon beim Essen sagte.«

»Das habe ich dir nicht geglaubt.«

»Jetzt ja?«

»Sicher.«

»Ich stehe mit den Templern in Verbindung, mit der Gruppe, die den ursprünglichen Weg weitergegangen sind und sich nicht abgespaltet haben. Andere gingen den falschen Weg, sie huldigten dem Götzen Baphomet, was ich nicht für gut halte. Das ist sehr schlimm, aber ich muß mich damit abfinden.«

»Und wir bekämpfen sie«, meldete sich Suko, der sich bewegte, was wir am Knarren des Korbstuhls hören konnten. »Ja, wir bekämpfen die Gruppe mit allem, was wir haben.«

»Ist sie gefährlich?«

»Sehr sogar.«

Kate Turner nickte. »Das sind alles Dinge, die für mich sehr überraschend kommen. Ich kann sie noch nicht fassen und richtig einordnen, wenn ihr versteht.«

»Das ist uns klar. Jeder Fremde ist zunächst schockiert, wenn er damit konfrontiert wird.«

»Aber ihr habt eure Erfahrungen gemacht?«

»Natürlich.«

Sie hatte überlegt. »Wissen die Baphomet-Templer ebenfalls über den Schatz Bescheid?«

»Davon gehen wir aus«, sagte Suko. »Sie sind über die Entwicklungen genauestens informiert.«

»Dann hätten sie hier an der Küste oder auf der Insel längst erscheinen müssen.«

»Stimmt.«

»Weshalb sind sie das nicht?«

Suko lachte leise. »Auch sie sind nicht allwissend. Du darfst zudem nicht vergessen, daß es John Sinclair ist, der als Sohn des Lichts anerkannt wird.«

»Dann kann nur er den Schatz finden.«

»Möglich.« Ich lächelte. »Aber soweit ist es noch nicht. Ich glaube nämlich nicht, daß die Aufgabe leicht sein wird. Mal eben tauchen, den Schatz heben, ihn an die Oberfläche zerren, einige Stücke verkaufen, und fertig ist die Sache.«

»Das denke ich auch.« Sie stand auf. »Einige Male haben die Menschen hier erzählt, daß es tief im Meer ein geheimnisvolles Labyrinth oder Land geben soll, das von den Templern damals entdeckt worden ist oder angelegt wurde, um die Schätze zu

verstecken. Es ist gesichert. Manche reden von magischen Verschlägen, aber daran will ich nicht so recht glauben. Und ihr?«

»Wir weisen es nicht von der Hand«, antwortete ich. »Die Templer und die Magie, das sind Gebiete, die dicht zusammen liegen und sich oft genug überlappen.«

Sie lächelte schmal. »Es ist schwer, dies zu glauben.«

»Sicher.«

Suko stand auf. Er ging die ersten Schritte vorsichtig, dann klappte es besser.

»Bist du wieder okay, alter Junge?« fragte ich ihn.

Er hob die Schultern. »Wie man es nimmt. Jedenfalls fühle ich mich wesentlich besser als sonst.«

»Aber nicht fit.«

»Nein. Ich müßte mir schon etwas einfallen lassen, wenn mir die Killer plötzlich gegenüberstehen.«

»Das ist das Stichwort«, sagte Kate. »Sollen wir tatsächlich die Nacht hier verbringen?«

»Ja.«

»Dann hole ich mal Decken oder Schlafsäcke.«

»Ich begleite dich.«

Sehr vorsichtig gingen wir zurück ins Haus. Es stand einsam, höher gelegen, war aus Naturhölzern gebaut und gliederte sich mit dem großen Grundstück in die Landschaft ein, ohne sie zu zerstören. Ein Haus, in dem man sich wohl fühlen konnte und nicht den Eindruck bekam, ein Gefangener zwischen vier Wänden zu sein.

Die Schlafräume lagen im ersten Stock. Dort stand auch unser Koffer. Während Kate Turner Schlafsäcke zusammensuchte, stellte ich mich an das Fenster und schaute hinaus.

Kein Hindernis trübte den Blick der bis hinaus auf das Meer schweifte. Wenn ich den Kopf etwas nach links drehte, sah ich die Lichter von Greenspond und auch den zum Ort gehörenden kleinen Hafen. Zur anderen Seite existierte weder ein Dorf noch eine Stadt, da gab es nur das Land in seiner gewaltigen Weite und Ursprünglichkeit. Ein wunderschönes Gebiet. Es wäre mehr als traurig, wenn es durch irgendwelche Bauwerke verschandelt würde.

»Woran denkst du, John?« fragte Kate in meinem Rücken.

»An das Land.«

»Ist es nicht wunderbar?«

»Ja, das kannst du sagen.«

»Man muß dafür kämpfen, John.« Sie kam zu mir und schaute ebenfalls hinaus. »Man muß einfach seine persönlichen Interessen an die zweite Stelle setzen. Das ist uns die Natur wert. Wenn jetzt nichts geschieht, ist es in dreißig Jahren zu spät.«

»Das trichtere mal allen ein, Kate. Es gibt immer wieder Idioten, die

nicht hören wollen.«

»Und sogar Zyniker, John. Ich habe ein Erlebnis gehabt, das mich umdenken ließ. Ich sah auf einem Wagen einen Aufkleber mit einem kaum glaubhaften Text?«

»Welchen?«

»Mein Auto fährt auch ohne Bäume.«

Ich atmete tief durch. Das war in der Tat ein hartes Stück. Ich merkte, wie mein Blut über soviel Dummheit in Wallung geriet.

»Du sagst nichts, John?«

»Es hat mir die Sprache verschlagen.«

»Mir auch, aber dann dachte ich, daß man etwas unternehmen muß. Hier habe ich angefangen. Ich will auch noch in zehn oder dreißig Jahren unter einem gesunden Baum liegen können, dessen Blattwerk mir einen natürlichen Schatten spendet.«

»Da denken wir gleich.«

Ich hatte die Antwort gegeben, war aber gedanklich weit fort, denn mir war etwas aufgefallen. Von der rechten Seite her näherte sich ein heller Lichtfleck. Es mußte ein Scheinwerferpaar sein, obwohl die beiden Streifen nicht getrennt blieben und sich irgendwo vereinigten.

Ich sprach Kate darauf an. Sie hatte sich wieder mit den Schlafsäcken beschäftigt, kam nun zu mir und nickte gegen die Scheibe. »Da führt eine Straße her.«

»An der Küste?«

»Ja, ins Hinterland.«

»Und wer benutzt sie um diese Zeit?«

»Kaum jemand. Wenn es Abend oder Nacht wird, da schiebt man hier den Mond mit der Stange weiter. Die Fischer liegen früh in den Betten, weil sie ebenso früh wieder raus müssen.«

»Dann könnten es Fremde sein, die den Weg nehmen.«

Ich sah es nicht, aber sie bekam eine Gänsehaut. »Das kann hinkommen, John, und ich weiß genau, daß du an die Killer denkst.«

»Die Strecke führt übrigens an meinem Grundstück vorbei.« Kate flüsterte. »Mit anderen Worten, wir müssen damit rechnen, daß die Bestien ihre Drohung schon in dieser Nacht in die Tat umsetzen.«

»Gut kombiniert.«

»Was schlägst du vor?«

»Wir verlassen das Haus und ziehen uns wieder in den kleinen Pavillon zurück.«

»Ich nehme nur die Schlafsäcke. Sind leider nur zwei…«

»Macht nichts.« Ich behielt den Wagen unter Kontrolle. Er hatte seine Fahrrichtung nicht verändert. Wenn er so weiterfuhr, würde er das Grundstück passieren.

Die Entfernung schmolz zusammen. Meine Hoffnung wuchs, daß es ein fremdes Fahrzeug sein könnte, als der Wagen plötzlich scharf nach

links einbog. Es war regelrecht herumgerissen worden, und im gleichen Augenblick verlöschten auch die Scheinwerfer.

Das wiederum war nicht normal.

Mit zwei Schritten hatte ich Kate Tanner erreicht. »Los, wir müssen verschwinden.«

Sie blieb noch stehen, die beiden leichten Schlafsäcke unter den linken Arm geklemmt. »Sind Sie es wirklich?«

»Es sieht so aus. Sie bogen ab und haben die Scheinwerfer gelöscht. Es gibt hier einen Hinterausgang – oder?«

»Ja.«

Kate ging vor. Leise huschten wir die Holztreppen hinab. An der Garderobe blieb Kate für einen Moment stehen und zog die gefütterte Jacke vom Haken.

Danach huschten wir auf den Hinterausgang zu, eine kleine Tür, die ich vorsichtig öffnete und Kate dabei zurückdrückte, weil ich schauen wollte, ob die Luft rein war.

Den Killern traute ich auch zu, daß sie das Haus schon umstellt hatten.

Es regte sich nichts. Der Wind fuhr durch den Garten, zerrte an den Blättern und schleuderte diejenigen zu Boden, die schon dunkel gefärbt und kraftlos geworden waren.

Das Laub bildete auf dem Boden einen Teppich. Einerseits sehr romantisch, andererseits auch verräterisch, denn man konnte sich auf ihm nicht leise bewegen. In der Stille war das Schaben weit zu hören.

»Ist alles klar?« wisperte Kate.

»Es scheint so.« Ich gab ihr einen Wink, ging vor, und sie holte mich rasch ein.

»Warte, John, ich kenne mich besser aus.« Kate übernahm die Initiative. Ihr Grundstück war zwar nicht mit einem Dschungel zu vergleichen, man konnte sich auf ihm auch nicht verlaufen, aber für einen Fremden gestaltete es sich schwierig, sich in der Dunkelheit zurechtzufinden. Da mußte ich mich auf meine Führerin verlassen.

Sie hatte mich bei der Hand genommen. Neben einem Komposthaufen fanden wir Schutz.

»Was sollen wir hier?« fragte ich.

»Wenn du den Kopf nach rechts drehst, kannst du fast bis zur Vorderseite sehen, John. Du mußt an der Hausseite vorbeischauen.«

Ich tat ihr den Gefallen und war froh, denn der Wagen rollte vor das Haus. Der Motor tuckerte nur, man konnte den Eindruck haben, daß der Wagen heranschlich wie ein Raubtier, das auf keinen Fall gehört werden wollte.

Noch stieg keiner aus.

Leider konnten wir nicht erkennen, mit wie vielen Personen der Wagen besetzt war. Als sich die Tür öffnete, blieb die

Innenbeleuchtung des Fahrzeugs dunkel.
»Die machen es raffiniert!« flüsterte Kate. »Sollen wir zu Suko gehen?«
»Du ja.«
»Und du?«
»Hol ihn her. Der Ort hier ist günstig. Außerdem bin ich näher am Haus, ich kann also sehen, wenn jemand auf das Gebäude zuläuft.«
So richtig gefiel ihr mein Vorschlag nicht. Fast böse schaute mich Kate an, und ich mußte ihr versprechen, neben dem Komposthaufen auf ihre Rückkehr zu warten. Dann huschte sie davon. Leise, mit schlangengleichen Bewegungen, tauchte sie in den dichten Bewuchs des Grundstücks. Die beiden Schlafsäcke hatte sie zurückgelassen.
Mich umgab die Stille, die ich als ein bedrückendes Schweigen empfand und auch als gefährlich einstufte. Es war wie eine Wolke, die jeden Augenblick zerreißen und eine Aura von Gewalt freilegen konnte.
Die Tür an der Fahrerseite stand noch immer offen. Sie nahm mir die Sicht auf den direkten Ausstieg. Wenn es jemand wollte, konnte er den Wagen verlassen, ohne daß ich es entdeckte.
Mir gefiel es nicht. Es war ein Gefühl in mir, daß ich öfter erlebte.
Es stellte sich dann ein, wenn irgendein Ereignis dicht vor der Eskalation stand.
Suko hatte von drei Männern gesprochen. Von dieser Zahl ging auch ich aus, doch der Gedanke, daß die Typen Verstärkung geholt hatten, blieb im Hinterkopf. Die nötige Größe besaß das Fahrzeug schließlich.
Wo blieben Kate und Suko? Eigentlich hätten sie längst zurücksein müssen. Oder war ich zu nervös?
Zum Glück war die Nacht nicht zu dunkel. Die Gestirne gaben etwas Licht. Meiner Ansicht nach war der Platz vor dem Haus von blauen Schatten erfüllt, aus denen der Wagen hervorragte.
Wir hatten das Licht in der oberen Etage brennen lassen. Zum Garten hin sickerte ein bleicher Schein aus einem Fenstviereck. Er wurde noch in Höhe der Bäume von der Finsternis verschluckt, so daß er nicht einmal den Boden erreichte.
Verdammt, wo blieben die beiden nur? Auch die Gangster würden nicht ewig in ihrem Geländewagen bleiben. Wäre ich an ihrer Stelle, hätte ich versucht, einen Ring um das Haus zu legen.
Der Gedanke spukte noch in meinem Hirn, als ich die Bewegung sah. Ein Mann löste sich aus dem Dunstkreis des Fahrzeugs, hetzte mit langen Schritten von ihm weg. Leider nicht in meine Richtung.
Er würde versuchen, von der anderen Schmalseite des Hauses her hinter die Rückfront zu gelangen. Dann konnte es passieren, daß ihm Kate und Suko in die Arme liefen.
Ich atmete scharf aus. Die Beretta hatte ich gezogen. Womit die

Männer bewaffnet waren, wußte ich nicht. Auch bei den Flüchtenden hatte ich keine Waffe entdecken können.

Endlich kamen Kate und Suko. Sie hatten sich leise bewegt, ich hörte sie erst ziemlich spät.

»Wie fühlst du dich?«

Suko verzog die Mundwinkel. »Nicht besonders. Ist jetzt egal. Hast du sie zählen können?«

»Nein, aber einer hat den Wagen verlassen und wird wahrscheinlich versuchen, die Rückseite unter Kontrolle zu halten. Ich rechne damit, daß er sich eine Deckung ausgesucht hat, um auf die Personen zu schießen, die das Haus verlassen könnten.«

»Gut gebrüllt, Löwe. Soll ich ihn mir packen?«

»In deinem Zustand?«

»Ein Baby bin ich nicht, John.«

Ich winkte ab. »Laß es zunächst einmal sein. Wir wissen nicht wie viele dieser Typen noch im Wagen sitzen.«

»Wenn sie sich nicht vermehrt haben, sind es drei.«

Ich hob die Schultern. »Kann sein, muß aber nicht.«

Kate Tanner meldete sich. »Mir gefällt die Ruhe nicht«, sagte sie leise. »Die gefällt mir überhaupt nicht. Irgendwo werde ich den Eindruck nicht los, daß wir voll in die Falle laufen.«

»Nein, wir sind nicht im Haus.«

Suko stieß ein zischendes Geräusch aus, einen Warnruf, denn er hatte die beiden Männer gesehen, die aus dem Wagen schlichen. Sie bewegten sich so leise wie möglich, das war allein an ihren Bewegungen zu erkennen. Da hatte ich das Gefühl, einen Zeitlupenfilm zu erleben. Sie waren von zwei verschiedenen Seiten aus dem Wagen gestiegen und hoben sich als dunkle Gestalten nahe des Fahrzeugs ab, waren also relativ gut zu erkennen, und sie hatten sich bewaffnet.

Es waren keine Revolver, der Länge dieser Waffen nach zu urteilen, mußte es sich um Gewehre oder Maschinenpistolen handeln.

Die hatten tatsächlich einen Großangriff vor.

»Erkennst du sie?«

Suko nickte langsam. »Ja, der eine hat ein Stirnband getragen, das hat er jetzt um seinen Kopf.«

»Den im Anzug hast du nicht gesehen?«

»Nicht so bewußt.«

Ich drehte den Kopf. Kate Tanner hockte hinter uns. Sie hatte eine Hand zur Faust geballt und die Knöchel gegen ihre Unterlippe gedrückt. In ihrem Blick lag eine Mischung aus Spannung und Erschrecken. Als sie mir ins Gesicht schaute, fing sie an zu reden.

»Meine Schwester ist nicht da.«

»Vielleicht im Wagen.«

»Nein, John, was sollte sie dort? Wenn sie Chris mitgenommen hätten, dann wäre sie auch als Geisel gezeigt worden, um uns klarzumachen, in welch einer miesen Lage wir uns befinden. Sie haben sie irgendwo anders gelassen, hoffentlich lebendig.«

Das hoffte ich auch, hielt jedoch meinen Mund und konzentrierte mich auf die Kerle vor dem Haus, während Suko mehr das Gelände hinter dem Haus im Auge behielt, ohne allerdings viel entdecken zu können, weil der Busch einfach zu dicht war.

Urplötzlich wurde die Stille zerrissen. Der Mann im Anzug schrie gegen das Haus. »Okay, Bulle, wir haben unser Kommen angekündigt. Wir wissen, daß ihr da seid. Ich gebe euch zehn Sekunden, um freiwillig herauszukommen. Wenn nicht, schießen wir den Bau zusammen!«

Harte, deutliche Worte. Wir konnten froh sein, hier im Freien zu hocken.

»Bleiben wir?« hauchte Kate.

»Sicher.«

»Und die werden auch schießen?«

»Bestimmt.«

Suko schaute auf seine Uhr. »Wenn sie ihr Versprechen wahrmachen wollen, haben wir jetzt noch vier Sekunden Galgenfrist.« Die restlichen zählte er leise mit.

Die Killer hielten die Zeit ein. Auf die Sekunde genau, denn plötzlich verwandelte sich die drückende Stille in ein mörderisches Inferno…

***

Die Waffen in den Händen der beiden Männer fingen an zu tanzen, als die Killer abdrückten. Vor den Läufen tanzten helle, blitzende Mündungslichter, in ihrem Schein konnten wir besser sehen und erkannten, daß die Kerle mit einem Schnellfeuergewehr und einer Maschinenpistole schossen. Der Mann mit dem Stirnband hielt sich an das Gewehr, der Elegante verließ sich auf die MPi.

Dabei gingen sie verschiedene Richtungen von einander weg. Sie hatten sich das Haus in zwei Hälften aufgeteilt und jagten die schweren Geschosse gegen die Hauswände, in die Fenster hinein, die mit lautem Krachen und hellem Klirren zersprangen.

Sie machten es gnadenlos, schossen die Vorderfront förmlich zusammen, durchnagelten sie mit ihren Kugeln, und das Krachen der Schüsse wetteiferte mit den Echos.

Wir hatten das Gefühl, einen mörderischen Action-Film zu erleben, nur war es keine gestellte Szene.

Die beiden Gangster waren echt, die Mündungslichter ebenfalls und auch das Fahrzeug.

Der dritte Kerl hinter dem Haus rührte sich nicht. Er wartete den

ersten Feueransturm ab.

Kate hatte sich noch mehr zusammengeduckt. Sie hielt die Augen geschlossen und beide Fäuste gegen die Ohren gepreßt, weil sie die harten Schußgeräusche nicht hören konnte. Es wäre auch zu schwer für sie gewesen, mit ansehen zu müssen, wie die Kugelgarben aus beiden Waffen rigoros aufräumten und als tödliche Grüße die unteren Räume durchpfiffen.

Der Kerl mit der MPi veränderte die Richtung seiner Waffe und feuerte gegen die erste Etage. Er stand da wie auf dem Schießstand, putzte der Reihe nach die Scheiben aus den Fenstern und hörte plötzlich auf. Auch sein Kumpan schoß nicht mehr weiter. Beide luden gedankenschnell nach, das mußten sie einfach trainiert haben.

Auch wir atmeten auf, obwohl uns die Stille ebensowenig gefiel wie zuvor das Krachen der Waffen.

Daß wir uns nicht gerührt hatten, als keine Reaktion aus dem Haus erfolgt war, irritierte die beiden Männer. Wir griffen auch nicht ein und warteten ab.

»Scheiße!« Der Kerl mit dem Stirnband hatte geflucht. Er drehte sich auf der Stelle, das Schnellfeuergewehr schußbereit.

»Der ist verunsichert«, flüsterte Suko.

»Soll wohl sein.«

»Wollt ihr hier hockenbleiben?« fragte Kate.

»Sicher, es geht uns gut. Wir werden sehen, wie sich die Gangster selbst aus dem Dreck herausziehen.«

»Die müssen da sein!« rief der Elegante.

»Soll ich ins Haus gehen und sie holen?«

»Nein, das ist jetzt Starkys Job.«

»Okay.«

Die Gangster besaßen nicht nur Waffen, sondern auch Sprechfunkgeräte, denn nichts anderes holte der Elegante aus seiner Tasche. Ich hätte gern gewußt, welchen Befehl er diesem Starky an der Rückseite des Hauses gab, aber er sprach zu leise.

Suko schaute schon in die Richtung, während ich die Frontseite im Auge behielt.

»Da passiert gleich was, John.«

»Glaube ich auch.«

Nicht den Schatten sahen wir von Starky. Er mußte irgendwo zwischen den dunklen Büschen stecken und dort auf seine Chance lauern. Der Elegante brauchte nichts mehr zu sagen, denn Starky hatte alles verstanden und gehorchte.

Wahnsinn, was er tat. Er schoß nicht, er griff zu einer anderen Waffe und machte es auf die ganz rauhe Tour.

Wir hörten das klirrende Geräusch, als in der ersten Etage eine Fensterscheibe an der Rückseite zersprang. Starky mußte irgend etwas

hineingeworfen haben. Was es war, erlebten wir in den folgenden Sekunden, als dort, wo die Scheibe zerplatzt war, so etwas wie ein mittlerer Weltuntergang stattfand.

Helle Blitze und eine gewaltige Explosion vereinigten sich zu einem konzentrierten Inferno, daß die Hälfte des Hauses in der oberen Etage wegriß, und der gewaltige Druck sogar noch Teile des Dachs absprengte und in den dunklen Nachthimmel schaufelte.

Starky mußte eine Bombe oder Granate geworfen haben. Jedenfalls ein Ding mit einer enormen Sprengkraft.

Feuer, Rauch, Trümmer, ein Chaos, das aus dem Haus hervorblühte und noch einmal verstärkt wurde, als Starky die zweite Bombe oder Granate warf.

Diese Dinger mußten eine Mischung aus Molotow-Cocktail und Handgranate sein, jedenfalls etwas Spezielles, das wir beide, Suko und ich, noch nicht erlebt hatten.

Es regnete Feuer und Trümmer. Flammen hatten sich ausgebreitet, das aus Holz gebaute Haus war nicht mehr zu retten.

Für Kate war es besonders furchtbar. Sie verlor durch die Brutalität der Gangster ein Stück Heimat.

Das Fauchen der Flammen, vermischt mit kleinen Explosionen, das harte Knattern, das Pfeifen des Windes, all diese Geräusche vermischten sich miteinander. Über den Garten legte sich der glühende Widerschein wie ein gewaltiges Tuch, durch das geduckt eine schemenhafte Gestalt huschte.

Starky!

Er lief uns in die Schußbahn, aber wir ließen ihn laufen. Ich wollte es auf keinen Kampf ankommen lassen. Suko dachte ebenso.

Manchmal ist es besser, wenn man sich zurückhält und dadurch Pluspunkte gewinnen kann.

Starky rannte schreiend und fluchend. In Sukos Gesicht arbeitete es. Ich wußte, daß er mit diesen Typen noch eine Rechnung offen hatte, aber er riß sich zusammen.

»Du bekommst ihn noch, Alter«, flüsterte ich. »Ganz sicher kriegst du ihn.«

»Das hoffe ich doch!«

Unsere gute Deckung machte sich gerade jetzt wieder bezahlt.

Denn bis zum Komposthaufen reichte der flackernde Widerschein nicht.

Das brennende Haus mußte meilenweit zu sehen sein. Sicherlich war es auch aufgefallen. Wir rechneten damit, daß Helfer erscheinen würden; bis dahin wollten wir verschwunden sein.

Die Gangster vor dem Haus hatten sich weiter zurückgezogen.

Wahrscheinlich konnten sie die Hitze nicht mehr aushalten, und auch wir gerieten allmählich ins Schwitzen.

Starky erreichte seine Kumpane. Wütend blieb er vor ihnen stehen und trat dabei auf wie ein Rumpelstilzchen. Er schrie sie an, deutete auf das Haus. Wir konnten nicht verstehen, was er sagte, wahrscheinlich dachte er daran, daß er uns nicht gesehen hatte, und möglicherweise hofften sie auch, daß sie uns trotz allem hatten erwischen können.

Jedenfalls wollten und konnten sie sich davon nicht überzeugen, freiwillig braten lassen wollte sich keiner.

Sie stiegen ein.

Der Kerl mit dem Stirnband fuhr. Er setzte den Wagen zurück, rollte dann in eine Kurve und rauschte ab.

Ich war nur froh, daß unser Leihwagen, ein Range Rover, vom Haus entfernt stand. In ihm befand sich auch unser Gepäck.

Die Heckleuchten des anderen Fahrzeugs verschwanden wie Augen in der Nacht. Wir waren allein und starrten in die Hölle aus Feuer, Rauch und Hitze.

Der Qualm wogte als dunkle Wolke, er nahm uns sie Sicht auf die Sterne. Glühende Holzteilchen wirbelten durch die Luft. Lauwarme Asche traf unsere Gesichter, und zwischen Suko und mir stand eine erstarrte Kate Tanner.

Sie schaute gegen die Flammen, ihr Gesicht hatte einen rötlichen Schein bekommen, sie zitterte, bewegte die Lippen, ein Wort aber drang nicht aus ihrem Mund.

Daß die Emotionen in ihr hochgespült worden waren, lag auf der Hand. Tränen rannen aus ihren Augen und zeichneten helle Spuren in die graue Asche auf ihrer Haut.

Ich streichelte über ihr Haar. Sie schaute mich an und drückte sie an mich. »Es ist alles weg!« flüsterte sie. »Alles. Ich habe nur das, was ich am Leibe trage sowie meine Papiere und Kreditkarten, zum Glück«, fügte sie mit Galgenhumor hinzu. »O Scheiße, das ist eine verdammte Scheiße! Was habe ich denn nur getan!«

Wir ließen ihr den Ausbruch. Es mußte einfach sein. Anders konnte sie den Schock nicht überwinden.

Allerdings wollte ich auch nicht zu lange bleiben. Es wäre ungünstig gewesen, fremden Menschen in die Arme zu laufen und Fragen beantworten zu müssen.

»Laß uns gehen, Kate.«

Sie tat nichts und wehrte sich auch nicht, als ich sie förmlich abführte. Sie blieb zwischen Suko und mir, bei jedem Schritt schleiften die Sohlen über den Boden, und sie hielt den Kopf gesenkt, als wollte sie das Laub auf dem Boden zählen.

Minuten später hatten wir den Wagen erreicht. Er roch noch neu, hatte nicht einmal zweitausend Kilometer drauf. Suko nahm hinter dem Steuer Platz, ich setzte mich neben ihn, während sich unser

Schützling auf dem Rücksitz aufhielt.

Sie starrte durch die Scheibe in die Dunkelheit. »Soll ich mal fragen, wie es jetzt weitergeht?«

»Sicher, Kate. Wir werden von hier verschwinden.«

»Wohin?«

»Kennst du ein Hotel?«

Scharf lachte sie mich an. »Hör mir mit einem Hotel auf. Ich kann das verdammte Wort bald nicht mehr hören. Wegen eines Hotelbaus habe ich mein Haus verloren.«

»Willst du im Wald den Rest der Nacht verbringen?« fragte Suko.

»Nein.« Sie wischte mit einem Taschentuch durch ihr Gesicht. »Ich kenne ein kleines Hotel, mehr ein Motel. Es liegt sogar ziemlich einsam.«

»Weit weg?«

»Zehn Meilen.«

»Gut«, entschied ich mich, »fahren wir.« Ich schaute Suko an.

»Willst du, oder soll ich?«

Er umfaßte seinen Kopf. »Morgen bin ich wieder besser dran.«

Wir wechselten die Plätze. Wenig später waren wir unterwegs und tauchten ein in die Weite des Landes.

***

Der Portier stellte keine Fragen, als er uns sah. Er saß in einer Insel aus Licht, kaute auf einem Gummi und schaute ansonsten in die Glotze, wo ein Western lief.

Das Hotel bestand aus sechs kleinen Häusern, die sich der Landschaft angepaßt hatten und dort malerisch verstreut lagen. Jedes der eingeschossigen Häuser besaß eine Zufahrt.

Natürlich waren wir vorsichtig, aber von den drei Killern sahen wir nichts. Ihr Wagen stand auch nicht vor einem der Häuser, überhaupt waren nur zwei von ihnen belegt.

Ich ließ das Fahrzeug ausrollen. Suko hatte sich gut gehalten, er half Kate beim Aussteigen. Da er den Schlüssel an sich genommen hatte, schloß er auch die Haustür auf.

Ich kam mit unserem Koffer nach. Wir hatten unser Gepäck, Kate leider nicht. Am nächsten Tag wollten wir neue Kleidung kaufen und noch einige andere Dinge besorgen, über die ich mit Kate allerdings nicht gesprochen hatte.

Der Raum war sauber, zwar nicht allzu groß, aber für eine Nacht reichte es. In einer winzigen Einbauküche konnten wir uns eine Mahlzeit zubereiten, nur verspürte keiner von uns nach diesen schlimmen Ereignissen Hunger.

Eine Tür führte in ein grün gekacheltes Bad. Kate fragte, ob sie duschen könnte.

»Gern.« Ich stand noch an der Tür. »Soll ich etwas zu trinken holen?«

Kate und Suko waren dafür.

Den Portier fand ich schlafend vor. Ich rüttelte ihn wach, und er holte aus einer Küche die Getränke.

Wasser, Wein und Saft. Die Weinflasche öffnete ich gleich an Ort und Stelle, wo ich auch zahlte und eine Frage stellte, die sich auf die drei Killer bezog.

»Nein, drei Männer habe ich nicht gesehen.«

»Sie werden auch nicht kommen?«

Der Portier wischte sich den Schlaf aus seinen Hundeaugen.

»Kann ich nicht sagen, Mister. Sonst noch was?«

»Nein, danke.«

Grußlos hockte er sich vor die Glotze, und ich verließ die Anmeldung, bepackt mit der Tüte.

Ich durchschritt die Kühle der Nacht. Es war still, deshalb hörte ich den klagenden Laut eines Käuzchens besonders deutlich. Über mir segelten am dunklen Himmel noch dunklere Wolken. Mir schien ein anderes Wetter aufzuziehen, das paßte mir überhaupt nicht in den Kram. Sturm und Regen konnte ich auf dem Meer nicht brauchen.

Kate hatte geduscht. Mit noch nassen Haaren und angezogenen Knien hockte sie auf der schmalen Couch, eingewickelt in ein langes Badetuch. Suko stand am Fenster, er hatte mein Kommen beobachtet. Erst als ich die Tüte auspackte, drehte er sich um.

Gläser standen in der kleinen Küche. Suko holte sie, schenkte ein, wir tranken, sprachen kaum ein Wort, dann duschte ich mich ab, und Suko machte den Schluß.

Die Heizung war eingeschaltet worden. Ihre Wärme kam mir irgendwie unnatürlich vor.

Kate gegenüber nahm ich Platz. Sie schaute ins Leere. Möglicherweise dachte sie an ihre Schwester. »Mir ist trotz der eingeschalteten Heizung kalt«, sagte sie, »aber ich friere von innen.«

»Das kann ich verstehen.«

»Es wäre auch komisch, wenn ich alles so abschütteln könnte. Aber ich bin ein Mensch, John. Ein Mensch, dessen Lebenswerk innerhalb weniger Minuten zerstört wurde. Ein brutales Schicksal schlug zu, und es hätte auch mich beinahe vernichtet. War das erst der Anfang vom Ende? Will man alles zerstören und fängt bei mir an?«

»Nein, nicht alles!« widersprach ich. »So negativ darfst du nicht denken, Kate.«

Für eine Weile sagte sie kein Wort. Dann kam sie auf den Grund meines Hierseins zu sprechen. »Ihr seid gekommen, um den Schatz zu finden. Die anderen wollen auch rauben, aber Land.«

»Ich sehe mich nicht als Räuber an, Kate.«

Sie atmete seufzend. »Was bist du dann?«

»Habe ich dir das nicht schon gesagt?«

Auf ihren nackten Schultern lag eine Gänsehaut. »Ja, das hast du. Aber ich weiß nicht, ob ich dir glauben kann?«

»Auch nicht nach diesen Vorkommnissen?«

»Du meinst, daß du mir geholfen hast.«

»Richtig.«

Sie lächelte mir zu und griff nach dem halb gefüllten Glas Wein.

»Ja, ich habe meine Zweifel. Die letzte Stunde hat mir gezeigt, daß du auf meiner Seite stehst. Vielleicht bist du auch anders als die Männer, die normalerweise den Schatz heben würden. Ich denke ernsthaft darüber nach, ob ich euch helfen soll.«

»Kannst du es denn?«

Rätselhaft wie eine Sphinx antwortete sie. »Vielleicht kann ich euch helfen, John.«

»Dann tu es, Kate. Springe über deinen eigenen Schatten hinweg. Darum möchte ich dich bitten.«

Sie schaute zurück, als Suko das Bad verließ. Mit einem Handtuch wischte der Inspektor behutsam über sein Haar. Wegen seines malträtierten Kopfes wollte er nicht zu stark reiben. Der Inspektor lächelte. »Die Dusche hat gutgetan. Ich bin fast wieder fit.« Er setzte sich in den zweiten Sessel, schaute uns an und hob verwundert die Augenbrauen. »Ist etwas geschehen? Ihr seid so komisch.«

»Kaum«, sagte ich. »Kate überlegt, ob sie uns bei der Schatzsuche helfen soll.«

»Oh, das ist eine gute Idee.«

»Noch habe ich nicht zugestimmt«, schränkte Kate ein. »Ich denke über Bedingungen nach.«

»Bitte?« wunderte ich mich.

»Ja, John, du hast richtig verstanden. Es handelt sich um Bedingungen.«

»Wie sollen die denn aussehen?«

Sie spannte uns auf die Folter, trank einen Schluck Wein und redete sehr leise, so daß ich schon genau hinhören mußte. »Ich möchte euch auf der Suche nach dem Schatz der Templer begleiten.«

Okay, jetzt war es heraus. Ich schaute Suko an, er mich, hob die Schultern, zog aber ein bedenkliches Gesicht.

»Ihr seid also nicht einverstanden?« Kate Tanner war eine gute Beobachterin.

»Nun ja, was heißt das? Ich will dir ehrlich sagen, daß es sehr gefährlich sein kann.«

Sie winkte ab. »Ich kann tauchen.«

»Das glaube ich dir gern, Kate. Nur ist es damit nicht getan. Wir werden uns in unbekanntes Gebiet begeben, vielleicht in ein magisches Areal. Dort können immer Überraschungen lauern, die wir

überhaupt nicht vorhersehen. Es ist brandgefährlich.«

Kate ließ sich nicht beirren. »Aber es wäre wichtig für euch, daß ich mitkomme.«

»Weshalb?« fragte Suko.

Kate gab die Antwort in Form einer Gegenfrage. »Ich weiß Bescheid. Mir ist bekannt, wo ihr suchen müßt. Oder seid ihr so gut informiert, daß ihr alles allein erledigen könnt?«

»Nein.« Ich war ehrlich. »Wir hätten noch Erkundigungen einziehen müssen. Wir wissen nur, daß die Stelle nicht allzuweit von der Küste entfernt ist. Da hätten wir dann angefangen zu suchen.«

»Die Küste ist riesig.«

»Klar. Doch die Schätze sollen in der Nähe von Greenspond verborgen sein. Das haben wir erfahren.«

»Damit wißt ihr viel«, gab Kate zu.

»Also stimmt es?«

»Zu neunzig Prozent. Genau weiß man es nicht. Auch ich muß mich da auf Spekulationen verlassen, aber alles deutet darauf hin, daß der Templer-Schatz nur an einer bestimmten Stelle im Meer versenkt wurde, weil dort die Umgebung einfach stimmt. Küstennahe, haushohe Gebirge, dunkelbraun, von Vogelkot zerfressen, mit Spalten, Rissen, mit tiefen Löchern versehen. Das ist ein ideales Versteck.«

»Und so etwas brauchen wir auch«, meinte Suko.

»Denkst du an die Killer?«

Mein Freund nickte. »Glaub mir, John, die werden so schnell nicht lockerlassen. Die bleiben uns auf den Fersen. Wir haben sie gereizt. Sie wissen, daß wir Polizisten sind und gegen sie aussagen können. Also sind sie gezwungen, etwas zu unternehmen.«

»Gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht, aber sie wissen nichts von dem Schatz, hoffe ich.«

Dabei schaute ich Kate an.

»Ich habe keine Ahnung. Natürlich können sie erfahren haben, daß es einen Schatz geben soll, wobei ich mir vorstellen kann, daß sie anderes zu tun haben, als danach zu tauchen. Die wollen für ihre Hintermänner das Bauprojekt durchziehen, und dabei gehen sie über Leichen. Ein Schatz wird sie nicht interessieren, nicht in dieser Phase.«

»Dennoch werden sie uns unter Beobachtung halten. In den Boden eingraben können wir uns nicht. Wir brauchen Ausrüstung, ein Schiff und einiges mehr.«

»Das gibt es nicht nur in Greenspond.«

»Gut«, lobte ich Kate, »sehr gut. Da wir motorisiert sind, können wir in kurzer Zeit andere Orte erreichen und dort die Ausrüstung besorgen.« Ich schaute Suko an. »Hast du was dagegen?«

»Überhaupt nichts.«

Kate Turner lächelte. »Dann können wir nur auf unser Glück

vertrauen, daß es den Schatz tatsächlich gibt und nicht nur alles eine Legende oder ein Märchen ist.«

»Es gibt ihn«, erwiderte ich nickend.

»Was macht dich so sicher?«

»Die Geschichte, Kate, oder die Historie.«

Sie bekam große Augen. »Darf ich es auch erfahren oder ist alles ein Geheimnis?«

Ich lachte und schaute zu, wie Suko sich auf das Doppelbett legte, kurz winkte und einschlief. Er würde Ruhe brauchen, um sich von dem Hieb zu erholen.

»Also, John, was ist mit der Historie los?«

Ich runzelte die Stirn und dachte etwas länger über die Formulierungen nach. »Meine Erklärungen werden dir fremd vorkommen, Kate, und ich werde auch nur zusammenfassen, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Am Tag vor dem großen Niedergang des Templer-Ordens, am 12. Oktober 1307, traf Jean de Chalons, Templer von Nemours, Diozöse Troyer, mit Papst Clemens zusammen. Ihm gestand er, daß er drei mit Stroh beladene Wagen gesehen habe, die kurz nach dem Einbruch der Nacht zusammen mit fünfzig Pferden Paris verließen. Man hatte die Pferde ebenfalls beladen, aber wichtig waren allein die auf den Wagen und unter dem Stroh verborgenen Truhen, die einen Teil des gewaltigen Templer-Schatzes enthielten. Man wußte ja, daß die Kirche und die anderen Orden die Templer vernichten wollten. Der Haß hatte endlich Früchte getragen. Die Kirchenfürsten hatten im Übermaß gelebt, man brauchte viel Geld, und genau das wollte man dem unerhört reichen Templer-Orden abnehmen. Einige Templer waren gewarnt worden und hatten Fluchtvorbereitungen getroffen. So warteten an der Küste achtzehn Schiffe, die den Schatz an Bord nahmen und in einer Nacht- und-Nebel-Aktion den Hafen verließen.«

Kate Tanner hatte ihr eigenes Schicksal vergessen und meinen Ausführungen fasziniert gelauscht. »Weißt du denn, wem der Schatz gehört hat, der abtransportiert wurde. Befand er sich im Besitz des Ordens oder gehörte er einem reichen Templerfürsten, wenn ich das mal so sagen darf?«

»Du hast recht.«

»Einem Fürsten also?«

»Man nannte die mächtigen Männer des Ordens anders. Der ins Ausland transportierte Schatz gehörte dem Generalvisitator der Templer Hugues de Pairaud.«

Kate nickte mir zu. Dann fragte sie. »Aber nicht alle Schätze sind ins Ausland geschafft worden – oder?«

»Nein, nein! Der Klerus bekam noch genug mit. Da haben sich einige Leute saniert, darauf kannst du dich verlassen. Wichtig war der

Kirche, daß der Orden offiziell zerstört und anschließend verketzert wurde. Zu recht und zu unrecht, denn es gab die Zweiteilung. Eine Gruppe ging den normalen Weg weiter, die andere wiederum wandte sich dem teuflischen Dämon Baphomet zu.«

»Was uns aber nicht interessiert.«

»Richtig, uns geht es um den Schatz.«

Kate Tanner schluckte. »Der Schatz«, begann sie wieder. »Sind es die Dinge, die dem Generalvisitator gehören?«

»Davon gehe ich aus. Den Schiffen gelang es tatsächlich, die Küste hier zu erreichen. Die Templer gingen davon aus, weit genug von Europa und damit den Verfolgungen entfernt zu sein. Sie verbargen den Schatz an der Küste. Ob nun im Meer oder in einem gewaltigen unterirdischen Versteck, einem kleinen Reich für sich, von dem auch gesprochen wird, das habe ich nicht herausfinden können. Ich gehe allerdings davon aus, daß uns noch zahlreiche Überraschungen erwarten werden.«

»Wie sagtest du? Eine Stadt?«

»Ich hörte und las davon. Du darfst nicht vergessen, Kate, daß die Templer-Architekten hervorragende Baumeister waren, die sich nicht nur im Bau von Kirchen auskannten. Sie haben zum Beispiel entdeckt, daß eine bestimmte Tonmischung die Konsistenz des heutigen Zements erreicht. Sie konnten demnach Ton zu Zement verarbeiten und haben dem Wasser gegenüber eine Barriere errichtet.«

»Was hat das mit dem Schatz zu tun?«

»Das habe ich mich auch gefragt, Kate. Wenn ich davon ausgehe, daß die Templer den Schatz nicht einfach nur auf dem Meeresgrund versenkt haben, dann müssen sie ein raffiniertes Kanalsystem geschaffen haben, das meiner Ansicht nach das Versteck des Templer-Schatzes umschließt.«

Kate konnte nur staunen. Dann fragte sie: »Und es stimmt wirklich, daß hier an der Küste nur ein Teil des Templer-Schatzes verborgen liegt?«

»Ja.«

»War der gesamte Schatz denn…«

»Bitte, Kate«, ich hob beide Arme. »Eine genaue Antwort kann ich dir nicht geben. Ich bin auch auf Vermutungen und ähnliches angewiesen. Ich möchte nur genau wissen, ob ich den Templer-Schatz hier wirklich finden kann.«

»Dann willst du ihn bergen, wie?«

»Nein, wo denkst du hin? Ich habe dir gesagt, daß ich bei gewissen Dingen anders denke oder anders denken muß. Ich möchte nur Gewißheit haben. Wenn ich dem Schatz etwas entnehme, dann nur, weil ich praktisch als Erbe feststehe und weil ich den regulären Orden mit dem Abbé Bloch an der Spitze, unterstützen möchte. Das sind

meine Motive. Alles andere kannst du mit gutem Gewissen vergessen, Kate.«

Bisher hatte ihr Gesicht starre Züge gezeigt. Vielleicht auch vor Anspannung. Plötzlich aber zuckten ihre Lippen, dann lächelte sie und nickte mir zu. »Komisch, John, ich glaube dir sogar.«

»Danke.«

»Darauf kannst du dir etwas einbilden, mein Guter. Das ist nicht immer so.«

»Sicher.«

Sie schaute an mir vorbei, weil Suko sich wieder aufgesetzt hatte und einen Schluck Saft trank. »Die Luft ist viel zu trocken hier«, murmelte er und grinste uns an. »Seid ihr okay?«

»Ja, du auch?«

»Man muß.«

»Denkt Suko ähnlich über den Schatz?« wollte Kate wissen.

»Ja, da sind wir gleich.«

Sie schüttelte ihren Kopf. »Wenn ich mir vorstelle, wie ich bisher gelebt habe und was ich in den letzten Minuten erfahren habe, kann ich nur sagen, ein Menschenleben ist doch sehr vielfältig.«

»Da gebe ich dir recht, Kate.«

Ihr Gesicht bekam einen traurigen Ausdruck. »Denke ich allerdings an meine Schwester, sieht wieder alles anders aus. Ist sie tot, lebt sie noch?« Kate hob die Schultern. »John, wenn ich ehrlich bin und darüber nachdenke, so gebe ich ihr nicht viele Chancen. Allein deshalb, weil ich die Brutalität erlebt habe, mit der die verdammten Gangster vorgingen. Das war schon schlimm.«

»Ja, das stimmt.«

Sie stand auf und ging auf die Badezimmertür zu. »Ich werde mich eben anziehen und dann zur Ruhe legen.« Sie lachte. »Komisch, daß man sich anzieht, um zu schlafen. Wo soll ich liegen?«

»Auf der Couch. Ich lege mich neben Suko.«

»Okay.« Sie kam wieder auf mich zu und küßte mich. »Danke, John«, sagte sie erstickt, »danke schon jetzt an euch beide.«

»Wofür?« fragte ich überrascht, noch immer den warmen Geschmack ihrer Lippen auf den meinen spürend.

»Für alles!« erwiderte sie und lief schnell davon…

***

Der nächste Tag lag wie gemalt über der Insel. Keine Wolke schimmerte am blauen Himmel. Es glich schon einem Wunder der Natur, die es in dieser Zeit noch einmal wissen wollte und tatsächlich einen goldenen Oktober geschickt hatte.

Das Meer erinnerte an einen türkis-farbenen Spiegel, der sich aus zahlreichen Stücken und Facetten zusammensetzte und sich in

ständiger Bewegung befand.

In den frühen Morgenstunden waren Nebelwolken gegen die Küste gerollt. Die Sonne hatte sie längst aufgelöst, und die Menschen freuten sich über die schon unnatürliche Wärme.

Es gab auch welche, die sich nicht freuten. Dazu gehörte Dino Harris, der Nachtportier der kleinen Motelanlage.

Er hatte auch tagsüber Dienst; sein Vertreter war zu einer Beerdigung gefahren, und so versah Harris seinen Job rund um die Uhr. Er hatte aber in der Nacht auch schlafen können und war nun dabei, den Abfall in Containerwagen zu werfen, die am Nachmittag abgeholt werden sollten.

Dino Harris verspürte das Kribbeln in den Zehen. Ein Beweis dafür, daß es bald Ärger geben würde. Schweren Ärger, wie er meinte.

Er konnte ihn nicht definieren, aber nach dem kargen Frühstück wartete er förmlich darauf, daß er sich anmeldete.

Die Gäste waren gefahren, auch die Frau mit den beiden Männern.

Harris grinste, als er daran dachte, daß die drei zusammen in einem Zimmer übernachtet hatten. Was da wieder alles hätte passieren können, davon konnte er nur träumen.

Dann hörte er den Wagen.

Der Wind trug das Geräusch schon von der Straße her über das Motelgrundstück hinweg. Harris stellte den Besen weg, mit dem er die Halle ausgefegt hatte und merkte, daß sich sein ungutes Gefühl, verdichtete. Ja, das mußte es sein. Die Gäste oder wer immer sich dem Haus näherte, würde den Ärger bringen.

Er ging vor die Tür. Der Wind hatte bunte Blätter abgerissen und wehte sie spielerisch flatternd zu Boden. Das bunte Ahornlaub sah wunderbar aus. Jedes Blatt schien andere Farben zu besitzen. Auf dem Weg breitete sich ein Teppich aus buntem Laub aus, das raschelte, als die Schritte der Ankömmlinge es durcheinander wirbelten.

Da sah er sie schon. Sie mußten ihr Fahrzeug auf dem kleinen Parkplatz abgestellt haben, der, vom Haus aus gesehen, hinter den Bäumen lag. Harris' Herz schlug plötzlich schneller, denn diese Männer waren gefährlich. Das erkannte er mit einem Blick, auch wenn der mittlere von ihnen einen Anzug trug. Rechts von ihm schritt jemand her, der ein Stirnband umgebunden hatte, der Kleine auf der linken Seite grinste mit offenem Mund und atmete hechelnd.

»Geh rein«, sagte der mit dem Stirnband und der dicken Lederkleidung. Er stieß Harris gegen die Brust, als dieser nicht sofort reagierte. Dino taumelte in die kleine Lobby und sah plötzlich in die Mündung einer gewaltigen Kanone, die Fisher gezogen hatte. Er drückte den Lauf gegen Dinos Nasenspitze. »Wenn ich jetzt abdrücke, brauchst du nie mehr ein Taschentuch.«

Harris erbleichte und zitterte. Er hoffte nur, daß sich dieses Zittern

nicht auf den rechten Zeigefinger des Kerls übertrug und dieser aus Versehen abdrückte.

»Ich… ich habe nichts. Wenn ihr mich ausraubt, könnt ihr nicht reich werden.«

»Wissen wir.« Fisher drückte zu. Harris verstand das Zeichen. Er ging zurück bis zur Rezeption, die jeden Augenblick zusammenzubrechen schien.

»Du sollst uns nur ein paar Fragen beantworten. Aber genau, wir sind nämlich sauer.«

»Was… was ist denn?«

Jeb Raiser übernahm das Wort. »Es geht um zwei Personen. Einen Mann und eine Frau. Wir suchen sie.«

»Na und?«

Fisher trat ihm auf den Fuß. Harris verzog das Gesicht, in seine Augen traten Tränen. »Du solltest meinem Freund keine patzigen Antworten geben.«

»Okay, okay.« Er stand steif.

»So«, sagte Raiser. »Ein Mann und eine Frau. Wir haben geforscht und suchen sie. In Greenspond waren sie nicht. Wo könnten sie sich versteckt haben?«

»Weiß ich nicht.«

Raiser zündete sich eine Zigarette an, während er sich umschaute.

»Waren sie hier?«

»J… ja.«

Plötzlich entstand ein überraschtes Schweigen. Erst nach einer Weile fing Raiser an zu lachen. »Dann beschreibe sie uns mal.«

Harris mußte erst nachdenken. Der Druck der Mündung verstärkte sich, er brachte die Worte nur stockend hervor, und schon nach zwei Sätzen unterbrach ihn Jeb mit einer scharfen Handbewegung.

»Das reicht, Mann, das reicht völlig.«

»Mehr weiß ich nicht.«

»Doch, du weißt mehr!«

»Wieso, ich…«

»Ich fühle mich etwas verarscht.« In Raisers Augen glitzerten Eiskristalle. »Ich habe von einem Mann und einer Frau gesprochen. Du aber hast von zwei Männern geredet und einen als Chinesen beschrieben. Das ist nicht wahr!«

»Doch!« schrie Harris, »es ist wahr!«

Raiser war ein guter Menschenkenner. Er wußte, daß Harris nicht gelogen hatte. Sehr langsam drehte er sich um. Sein Blick traf Starky.

Zu sprechen brauchte er nicht, aber Starky war totenbleich geworden. Bisher hatte er seine Niederlage nicht eingestanden, plötzlich kam alles ans Tageslicht.

»Starky, wie war das mit dem Chink?«

»Okay, Jeb, ich habe es nicht geschafft.«
»Er lebt?«
Starky krümmte sich. »Muß wohl so sein. Ich konnte ihn nicht finden. Der muß einen Schädel aus Eisen gehabt haben, sonst wäre er längst hinüber gewesen.«
»Aber uns hast du erzählt, daß er…«
»Ja, ja, verdammt. Ich wollte mich eben nicht blamieren. Das mußt du doch verstehen, Jeb.«
»Nein, ich verstehe nichts, überhaupt nichts. Ich bin nur sauer, mein Freund, verdammt sauer. Wir haben es noch immer mit den beiden Bullen zu tun. Das ist Mist, großer Mist. Aber wir werden darüber noch reden, Starky.«
»Okay, Jeb, okay.« Starky sah aus wie jemand, der sich am liebsten in ein sehr tiefes Loch verkrochen hätte. Da dies nicht vorhanden war, mußte er stehenbleiben.
Raiser wandte sich wieder an Harris. »Sie sind nicht mehr hier, wie ich annehme – oder?«
Harris nickte.
»Wann sind sie gefahren?«
»Sehr früh schon.«
»Wann, verdammt?«
»Fast noch im Morgengrauen.«
»Und wohin?«
»Das haben sie mir nicht gesagt.«
»Du hast auch nichts gehört?«
»Nicht direkt, aber sie haben, so glaube ich, von einem Schiff gesprochen und vom Tauchen.«
»Was sonst noch?«
»Nichts mehr.«
Raiser nickte seinen beiden Kumpanen zu. »Gut, das wäre es dann gewesen.«
Fisher zog die Waffe zurück. Dabei meinte er: »Der hat uns gesehen, sehr gut sogar.«
»Stimmt.«
»Ich mag keine Zeugen.«
Raiser nickte und sprach das Todesurteil mit kalter Stimme. »Ich auch nicht.«
Fisher lachte und schoß. Er hatte Harris nicht einmal die Chance gegeben, ein Wort zu sagen oder Angst zu bekommen. Tot sank der Mann zu Boden.
Die drei Killer aber gingen. Starky sehr ängstlich und den schielenden Blick auf seinen Boß gerichtet, der ihn vor dem Einsteigen in den Wagen ansprach.
»Sollte irgend etwas schieflaufen, mein Freund, bist du dran. Dann

werde ich aus dir Fischfutter machen.«
Starky nickte nur. Er wußte, daß Jeb Raiser seine Versprechen immer einhielt.

***

Ich bin tot, ich bin tot! Ich muß einfach tot sein. Ich kann nicht mehr leben. Das Wasser ist in meine Lungen gedrungen, es hat mich ertrinken lassen.

Mit diesen Tatsachen beschäftigte sich Chris Tanner und wunderte sich darüber, daß sie als Tote noch dermaßen gut nachdenken und gedanklich folgern konnte.

Sie schaute sich um oder glaubte, es zu tun, weil sie annahm, durch ein anderes Reich zu schweben, das die Menschen mit dem Begriff Jenseits bezeichneten.

Das war ein Irrtum, denn Chris Tanner spürte sehr deutlich den Widerstand unter ihrem Körper. Sie mußte also auf etwas Hartem liegen, einer Unterlage, einem Stein einer Holzbank oder ähnlichem.

Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie atmen konnte. Sehr kühle und wasserfeuchte Luft drang in ihre Lungen, und nach dem dritten Atemzug fing sie an zu lachen.

Chris hatte es nicht gewollt, es sprudelte spontan aus ihr hervor.

Sie mußte es einfach tun, und sie hörte, wie die abgehackten Laute sich zu Echos verdichteten, die ihre nähere Umgebung ausfüllten.

Nein, so konnte es im Jenseits nicht sein, das war verrückt, Wahnsinn, sie bildete sich da bestimmt etwas ein.

Ihr Lachen brach ab. Ein letztes Echo noch, dann war es vorbei, und Chris lag auf dem Rücken, spürte wieder den harten Gegendruck und dachte an die Vergangenheit.

Sie wollte sich erinnern!

Es fiel ihr schwer. Durch ihren Kopf schienen zahlreiche Windungen zu laufen, die ihre Gedanken in andere Richtungen lenkten.

Schwach nur entstanden die Bilder der jüngsten Vergangenheit. Am stärksten war noch das vorhanden, das sie zum Schluß erlebt hatte.

Wie man sie über Bord geworfen hatte, gekettet und…

Moment mal!

Ihre Gedanken hakten aus. Ja, man hatte die beiden Ketten um ihren Körper geschlungen. Sie hätten noch vorhanden sein müssen, doch sie waren es nicht mehr.

Keine Ketten, sie war frei!

Chris wollte es erst dann glauben, als sie die Arme bewegte, sie streckte und ausbreitete, wobei sie das Klirren der einzelnen Glieder nicht mehr hörte.

Das war geschafft!

Bevor Chris einen Jubelruf ausstieß, dachte sie daran, daß es jemand

gegeben haben mußte, der sie von den Ketten befreit hatte.

Dieser Unbekannte hatte sich unter Wasser befinden müssen. Er war ihr entgegengeschwommen, und sie erinnerte sich wieder daran, daß sie, kurz bevor sie ertrank, etwas erlebt hatte.

Da waren Arme über ihren Körper geglitten. Berührungen, körperliche Kontakte. Hände schienen sie wegzerren zu wollen.

War es tatsächlich so gewesen?

Chris Tanner mußte einfach davon ausgehen, daß unter Wasser ein Retter gewesen war, der sie an diesen Ort geschafft hatte.

Doch was war das für ein Ort?

Nicht dunkel, nicht die Finsternis der ewigen Tiefe. Wenn sie in die Höhe schaute, entdeckte sie ein Licht, dessen Quelle nicht auszumachen war. Das Licht lag wie ein türkisfarbener Schleier zwischen den feucht schimmernden Wänden einer gewaltigen Höhle.

Ja, eine Unterwasserhöhle, entstanden aus einer Laune der Natur, aber ihre Rettung.

Nur war ihr unklar, wie sie an diesen Fleck gekommen war. Trotz intensiven Nachdenkens fand sie keine Erklärung dafür. Chris glaubte an ein rätselhaftes Wunder.

Jedenfalls lebte sie, nur das zählte. Jemand hatte sie gerettet und hierher gezogen.

Sie wollte diesen Jemand sehen, ihm danken. Chris freute sich darüber, am Leben zu sein, obwohl sie sich auch jetzt in einem unbekannten Reich befand.

Und noch etwas fiel ihr auf. Sie trug keine Kleidung mehr. Man hatte sie ausgezogen.

Darüber erschrak sie, dachte sofort an eine Vergewaltigung, von der sie nichts bemerkt hatte. Dann wiederum wollte sie das nicht wahrhaben und stellte gleichzeitig fest, daß irgend etwas mit ihren Füßen nicht in Ordnung war. Sie konnte die Beine nicht so bewegen, wie sie es gern gehabt hätte.

Bevor sie genauer nachschauen und kontrollieren konnte, geschah etwas anderes.

Über ihr und um sie herum veränderte sich das Licht. Seine weiche Farbe behielt es bei, nur leuchtete es jetzt intensiver, ohne allerdings die Höhle mit ihren feuchten, rissigen Innenwänden um vieles stärker zu erhellen, wie es eigentlich hätte der Fall sein müssen.

Das Licht war nicht heller, dafür intensiver geworden, und dies mußte etwas zu bedeuten haben. Chris wartete darauf, sie hörte ihren eigenen Atem, der ihr ungewöhnlich zischend vorkam, und dann vernahm sie die geheimnisvolle Stimme.

Vom Hals bis zum letzten Wirbel rann ein Schauer über ihren Rücken, als sie die fremde Stimme vernahm. Sie war wie eine Botschaft aus dem Unsichtbaren, denn den Sprecher, der sich hinter

der Stimme verbarg, konnte sie nicht erkennen.

Er mußte sich irgendwo in der Tiefe der Höhle versteckt halten und redete nur sie an. Sogar ihren Namen kannte er, oder war es eine sie? Eine Antwort konnte Chris nicht geben, denn die Stimme klang einfach zu neutral und hallte ihr zudem noch entgegen, denn die Wände warfen die Echos geheimnisvoll zurück.

»Willkommen bei uns, willkommen in einem anderen Reich. Willkommen in der Welt des Heiligen Wassers, in der magischen Zone, die nur Eingeweihten bekannt ist…«

Die ersten Worte der Begrüßung waren verhallt, und Chris bekam Gelegenheit, näher darüber nachzudenken. Sie wußte nicht, was sie davon halten sollte, sie zerbrach sich den Kopf über den Klang der Stimme. Wo konnte sie den Sprecher oder die Sprecherin schon gehört haben?

Eine Lösung wußte sie nicht. Diese Person war ihr fremd, aber sie ging davon aus, daß der Unbekannte herrschte, er über ein Reich herrschte, daß sich unter Wasser ausbreitete und möglicherweise überhaupt nicht bekannt war.

Chris bekam Zeit, noch weiter über die Begrüßung nachzudenken, und sie glaubte sich daran zu erinnern, daß sie mit ihrer Schwester über gewisse Dinge gesprochen hatte.

Gab es da nicht eine Legende oder ein Märchen, das von einem Reich unter Wasser handelte? Hatten sich nicht die Einheimischen manchmal die Köpfe heiß geredet?

Ihre Gedanken irrten weg, zudem wurde sie von der neutralen Stimme wieder angesprochen. Chris lauschte den Worten in einer nahezu fiebrigen Erwartung. Sie wollte etwas hören, und sie wollte wissen, wie es mit ihr weiterging.

»Dein Leben ist gerettet worden, denn die Magie des Heiligen Wassers wollt dich nicht sterben lassen, Chris.«

Die Frau zuckte zusammen, denn die Stimme hatte ihren Namen genannt. Woher kannte sie den?

»Was… was macht ihr mit mir? Was habt ihr mit mir vor, bitte? Ich weiß nicht, was …«

»Du gehörst jetzt zu uns. Es wird Zeit, daß wir uns wieder aufstocken. Wir haben erfahren, daß jemand gekommen ist. Unser Reich befindet sich in einer großen Gefahr. Jahrhunderte war es still um uns gewesen, doch nun haben wir Angst, daß die Menschen über uns herfallen werden und es zu einem Kampf kommen wird. Du bist anders, das haben wir gespürt, deshalb kommen wir dir auch entgegen.«

»Wieso?« Chris rief jetzt lauter. »Wieso habt ihr mich aus dem Wasser geholt?«

»Weil wir nicht wollten, daß du ertrinkst!«

Da lachte sie. »Dann laßt mich frei!«
»Du bist frei!«
Über diese Antwort mußte Chris Tanner erst einmal nachdenken.
»Ich… ich bin frei?« hauchte sie.
»Ja, du bist frei, meine Liebe. Du bist nur verändert worden. Wir haben dich behandelt, dein Haar ist gewachsen, du bist zu einer Person geworden, die sich bei uns wohl fühlen wird. Es wird nicht mehr lange dauern, dann weißt du Bescheid.«
»Worüber?«
»Über dein Schicksal.«
Chris war noch immer durcheinander. Die einzelnen Teile paßten irgendwie nicht zusammen. Da mußte es noch etwas geben, das alles andere in den Schatten stellte.
»Wieso bin ich eine von euch geworden?«
»Richte dich auf, meine Freundin, und schaue an dir herab. Dann kannst du es sehen.«
Chris überlegte noch. Die Worte hatten einen Sinn. Zudem dachte sie daran, daß sie Mühe hatte, ihre Beine zu bewegen. Irgend etwas saß da unten fest.
Noch lag sie mit dem nackten Rücken auf dem kalten Stein, ohne die Kälte direkt zu spüren, aber sie tat, wie ihr geheißen worden war. Sie reckte sich in die Höhe.
Chris saß normal wie ein Mensch, aber war sie noch ein Mensch?
Sie hätte schreien können, als sie den Kopf vorbeugte und dorthin schaute, wo sich ihre Beine befinden mußten.
Weder sie noch die Füße waren vorhanden. Der gesamte Unterkörper hatte sich verändert.
Er war zu einem Fischschwanz geworden!

***

Zuerst glaubte Chris Tanner an eine Täuschung. Sie schloß rasch die Augen, öffnete sie wieder, aber nur, um erkennen zu können, daß dieses Bild blieb.
Keine Beine mehr, ein langer Fischschwanz, der graublau schimmerte, schuppenbedeckt war und an manchen Stellen leuchtete, als wäre Goldpuder über die Schuppen gepinselt worden.
War es Furcht, die in ihr hochkroch, war es Panik oder ein Zwang, schreien zu müssen?
Vielleicht alles zusammen. Sie riß den Mund auf, ihr gellender Schrei tobte gegen die Decke. Gleichzeitig versuchte sie, die Beine so zu bewegen, wie sie es als Mensch getan hatte.
Aber da war nichts, das sie auseinander bekam. Sie konnte nichts mehr ausbreiten. Der Fischschwanz reagierte nach eigenen Gesetzen. Er würde ihr gehorchen, nur anders, als sie angenommen hatte.

Sie konnte ihn bewegen. Dazu brauchte sie nicht einmal viel Kraft.

Sie schaute zu, wie sich die breite Flosse vom Gestein in die Höhe schob und mit einem klatschenden Geräusch wieder zurückfiel.

Ihre Augen bewegten sich zitternd, die Gedanken rasten, und ihr war klar, daß sie keinen Traum erlebte. Was hier ablief, das war einfach furchtbar. Irgendeine Kraft hatte es geschafft, sie zu verwandeln. Ihre Beine waren verschwunden, sie hatten einem Fischschwanz weichen müssen, und sie war zu einer Nixe geworden.

Ein echter Fischschwanz, oder hatte man ihr die Haut einfach nur über die Beine gezogen und diese so eingeklemmt, daß Chris sie nicht mehr bewegen konnte.

Mit zitternden Fingern fühlte sie nach. Wenn das der Fall war, mußte es irgendwo einen Beginn geben. Vielleicht konnte sie dann die künstliche Haut aufreißen, aber die Fischflosse begann dicht unter ihrem Bauchnabel und reihte sich nahtlos an ihren Oberkörper.

Da war nichts Künstliches zu entdecken, das war echt!

Noch etwas hatte sich verändert. Nicht äußerlich, sondern auch in ihrem Innern. Obgleich sie sprechen und atmen konnte, spürte sie eine nie gekannte Sehnsucht nach dem nassen Element. Sie wartete darauf, die Höhle und damit das Trockene endlich verlassen und ins Wasser zu können, denn sie spürte, daß sie nur die Fluten als ihre eigentliche Heimat bezeichnen konnte. In dieser Höhle war sie falsch.

Der unsichtbare Sprecher hatte es wohl bemerkt und kam darauf zu sprechen.

Zuerst hörte sie sein leises Lachen, anschließend die Worte. »Ich weiß, von welch einer Sehnsucht du erfüllt bist. Das ist völlig natürlich, wenn auch fremd für dich. Und ich gebe dir die Chance, in das Element zurückzukehren, das von nun an deine Heimat sein wird. Du wirst das Wasser lieben, weil du es brauchst. Hüte dich davor, zu lange an Land zu bleiben. Du würdest austrocknen, und dein Körper würde vergehen wie Staub. Das Wasser ist wichtig für dich, Chris, ungemein wichtig. Es ist das Element, das dein Leben garantiert.«

»Aber… aber wie komme ich dazu?«

»Diese Welt ist voller Wunder, Chris. Du mußt lernen, dich damit abzufinden, und du wirst bald soweit sein, daß du diese Welt auch verteidigen wirst, denn sie besitzt viele Feinde.«

»Wer ist der Feind?«

»Menschen sind die Feinde. Die Wissenden und auch die Unwissenden. Begreifst du das?«

»Nein, ich…«

»Doch, du wirst es begreifen, du wirst es sicherlich begreifen, weil du eine von uns bist und es mittlerweile spüren kannst. Keine Sorge, diese Welt sorgt für seine Bewohner, die sich ihr gegenüber loyal verhalten, meine Liebe…«

Chris hatte noch eine Frage, sogar mehrere fielen ihr ein, nur kam sie nicht mehr dazu, auch nur ein Wort auszusprechen, denn unter ihr bewegte sich der Boden.

Sie schrie leise auf, weil sie diese Bewegung so erschreckt hatte.

Ihr Rücken spannte sich bis zum Beginn der Flosse. Chris wollte aufstehen, doch sie konnte nicht. Da war eine Flosse, und Beine gab es nicht mehr.

So mußte sie sich ihrem Schicksal ergeben und stellte fest, daß sie der Untergrund in die Höhe hob, weil er sich selbst aus dem Boden geschoben hatte.

Sie stieg an, wie auf einer Platte, die aus der Tiefe kam und immer höher wollte.

So war es auch. Etwa eine halbe Armlänge schwebte sie über dem Gestein und vernahm gleichzeitig ein Geräusch, das sich gefährlich anhörte, sie aber dennoch irgendwo beeindruckt, weil sie die Sehnsucht nach dem Wasser überkam.

Unter ihr rauschte und gurgelte es. Dort mußte das Wasser in einer gewaltigen Strömung durch irgendwelche Kanäle schießen und die Kraft von Riesen besitzen.

Noch lag Chris Tanner auf der Erhöhung oder ihrer Platte. Das aber änderte sich in der nächsten Sekunde.

Ohne Vorwarnung kippte die Platte nach rechts weg. Eine blitzschnelle Bewegung, der sie nichts entgegensetzen konnte. Sie rutschte in diese Richtung. Für Sekunden erstarrten ihre Gesichtszüge in einer wilden Angst, dann kippte sie.

Chris schrie nicht einmal. Und wenn, dann hätte das gewaltige Tosen und Rauschen ihren Schrei verschluckt. So fiel sie in das wilde Tosen hinein. Sprüh bedeckte und benetzte zuerst ihre Haut, bis die Fluten über ihr zusammenbrachen.

Das gewaltige Donnern verstummte. Das Wasser, das mit einer schon wahnsinnigen Geschwindigkeit durch die Röhre oder den Tunnel schoß, spielte mit ihr.

Es wirbelte sie herum, packte sie wie mit tausend Händen und schleuderte sie tiefer in die von Wasser erfüllte Finsternis hinein, wo Hunderte von kalten Armen lauerten, die sie weiterschoben.

Zuerst hatte Chris sich erschreckt und hatte sich auch vor der Kälte des Wassers gefürchtet.

Das war vorbei.

Ein völlig anderes Gefühl hielt sie umfaßt. Eine wunderbare Feeling. So wohl hatte sie sich selten gefühlt, und es war ihr klar, daß Wasser das Element war, das sie benötigte, um weiter zu existieren.

Sie brauchte keine Luft, um zu atmen. Etwas kaum Beschreibliches war geschehen. Das Wasser machte ihr nichts aus. Sie tankte den dort befindlichen Sauerstoff in ihre Lungen, denn Kiemen besaß sie nicht.

Für Chris war es etwas Wunderbares, durch das feuchte Element zu treiben und sich ganz ihren Gefühlen hinzugeben.

Wasser, seit Urzeiten auf der Erde, würde ihr von nun an die Kraft geben, die sie benötigt. Und wie sie sich bewegen konnte mit nahezu spielerischer Leichtigkeit.

Sie brauchte nicht einmal zu üben, zudem trug die harte Strömung dazu bei, daß sie noch schneller vorankam.

Das lange Haar wehte zurück. Wasser zerrte daran, ohne es abzureißen. Sie hielt die Arme weit vorgestreckt, bewegte nur den unteren Teil ihres Körpers und war erfüllt von einem grenzenlosen Wunder, daß es so etwas überhaupt gab.

Herrlich, dachte sie, einfach herrlich!

Und die Strömung trieb sie tiefer hinein in die neue, ihr noch unbekannte Welt…

***

Ein Tag wie ein Traum, besonders in den noch frischen Morgenstunden, wo die Sonne sich mit ihrer Höhe bedeckt hielt und ihre Strahlen das Wasser aus einem anderen Winkel vergoldeten.

Ein Morgen voller Wunder, denn eine derartige frische und klare Luft konnte man schon als Wunder bezeichnen, denn wir lebten leider in einer Welt, in der es den Menschen noch immer nicht gelungen war, die Verschmutzung der Luft zu stoppen.

Das Meer lag weit und unendlich vor uns. Wir waren in Richtung Osten gefahren und hatten uns voll und ganz an die Anordnungen der Kate Tanner gehalten.

An Bord befanden sich Proviant, Taucherausrüstungen, Erste-Hilfe-Kästen, Netze, Taue und Werkzeuge. Dafür hatten Suko und ich gesorgt, alles bezahlt und uns anschließend das Boot geliehen, eine kleine, aber hochseetüchtige Yacht, wie man uns versicherte.

Danach sah es nicht aus. Sämtliche Wetterstationen waren sich einig. Das wunderbare Herbstwetter würde auch noch in den nächsten beiden Tagen anhalten. Dann würde es allerdings einen Umschwung geben, mit Sturm, Regen und dem ersten Schnee.

Davon war an diesem Tag noch nichts zu merken. Für mich war diese Welt angefüllt mit zahlreichen Wundern, es machte einfach Spaß, sich auf dem Wasser zu bewegen, und Suko, dem es wieder besser ging, stand auf der kleinen Brücke, um unser Boot durch die Wellen zu steuern.

Wir waren nicht die einzigen auf dem Wasser, aber die Schifferboote hatten in der Regel einen anderen Kurs genommen. Wir sahen ihre wippenden Masten auf den Wellenhügeln und auch, wie sie allmählich am Horizont verschwanden.

Ich stand an der Reling und atmete tief durch. Am liebsten hätte ich

drei Nasenlöcher gehabt, um die Luft richtig auskosten und genießen zu können.

Der frische Morgenwind spielte mit meinen Haaren. Manchmal gischtete Wasser an der Bordwand hoch, wenn der Bug eine querlaufende Welle gebrochen hatte. Die Spritzer erreichten mein Gesicht.

Kate Tanner kam zu mir. Sie hatte sich ebenfalls neu eingekleidet, trug einen Pullover und hatte die neue, gefütterte Jacke nicht übergestreift. Die lange Jeans mit den etwas ausgestellten Hosenbeinen knatterte im Morgenwind.

»Wie fühlst du dich?« fragte ich.

Sie hob die Schulter und drehte ihr Gesicht dem Wind zu, um dessen Frische zu genießen. »Eigentlich nicht schlecht.«

Ich verzog den Mund. »Aber auch nicht gut.«

Scharf drehte sich Kate um. »Kann ich das denn, John? Ich muß immer an Chris und die drei Gangster denken. Ich will hier nicht das Orakel spielen, aber ich bin fest davon überzeugt, daß uns diese Kerle auf den Fersen bleiben werden.«

»Kann sein.«

Kate verdrehte die Augen. »Hör doch auf, mich mit deinen Antworten beruhigen zu wollen. Ich bin davon überzeugt, daß sie nicht lockerlassen. Zudem haben wir auch einige Spuren hinterlassen, das darfst du nicht vergessen. Sie brauchen nur in den Orten herumzufragen. Glaubst du, daß die Verkäufer und der Verleiher den Mundhalten, was uns angeht?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Eben.«

»Man sollte auch nicht pessimistisch in die Zukunft sehen, Kate. Wir haben einen Vorsprung, den wir nutzen müssen. Es wird eine Weile, dauern, bis sich die Gangster durchgefragt haben und sich auf unsere Spur setzen können!«

»Sagst du das nur, um mich zu beruhigen?«

»Nein, das meine ich auch so!«

»Dann kann ich mir nur wünschen, daß du dich nicht irrst, John. Ich bleibe mißtrauisch.«

»Keine Sorge, ich ebenfalls.« Vor meiner Brust hing das Glas. Auf das deutete ich. »Oft genug habe ich schon das Meer abgesucht, aber noch keinen Verfolger entdecken können.«

»Das kommt noch.« Kate schaute jetzt selbst über das Meer, aber sie drehte sich dabei und ließ ihren Blick wieder in Richtung Küste schweifen, die sich als grauer, buckliger Schattenriß in der Ferne abzeichnete und bei den Einzelheiten nicht mehr auszumachen waren.

Da verschwammen die kleinen Orte. Die Entfernung machte alles gleich und sorgte, zusammen mit der unendlich erscheinenden Weite

des Meeres, für ein Gefühl der Einsamkeit.

»Müßten wir nicht bald beidrehen?« fragte ich.

Sie antwortete mir, ohne sich umzudrehen. »Ja, es wird nicht mehr lange dauern. Wir hätten schon am Ziel sein können, aber ich wollte einen kleinen Bogen fahren.«

»Wegen der eventuellen Verfolger?«

»Genau, John.«

Dagegen war nichts einzuwenden. Wir hatten so lange gewartet, daß es auf eine halbe oder eine Stunde auch nicht mehr ankam.

Ich schaute ihr nach, als sie zur Brücke ging und die weißgestrichene Leiter hochstieg. Die Tür zur Brücke besaß in der oberen Hälfte eine Scheibe. Dahinter zeichnete sich Sukos Umriß ab, der am Ruder stand und sich sauwohl fühlte.

Den Treffer vom vergangenen Abend hatte er gut verdaut. Für ihn kam es jetzt darauf an, daß er sich wieder erholte und voll dabei war. Kate Tanner sprach mit ihm. Suko nickte einige Male. Ich merkte, daß wir an Geschwindigkeit verloren und den Kurs änderten.

Suko fuhr jetzt einen Bogen. Der neue Kurs blieb bei Süd-Südost.

Wenn wir ihn beibehielten, würden wir bald die Küste erreichen.

Und in einer der zahlreichen Buchten konnten wir ankern. So jedenfalls hatte es uns Kate beschrieben. Ob alles genau stimmte, mußte sich erst herausstellen.

Kate Tanner verließ die Brücke und kam wieder zu mir. Trotz der schlimmen Ereignisse hatte sie gut geschlafen, im Gegensatz zu mir.

Ich war oft aufgeschreckt, schon allein aus dem Grunde, weil ich mit einer Verfolgung durch die Gangster rechnete.

Als Kate meinen fragenden Blick sah, lächelte sie. »Wir befinden uns auf dem richtigen Kurs.«

»Gut.«

Ihr Lächeln blieb. »Du siehst müde aus, John. Wer weiß, was auf uns zukommt. Willst du nicht etwas schlafen? Ich wecke dich schon, wenn wir das Ziel erreicht haben.«

»Die Idee ist gut.« Ich war tatsächlich etwas kaputt und brauchte etwas Ruhe.

Am Heck befand sich eine weißgestrichene Bank. Sie bot Plätze für mehrere Personen, so konnte ich mich nicht nur hinsetzen, sondern mich auch ausstrecken.

Die harte Unterlage machte mir nichts aus. Ich hatte mich zudem an das Brummen der beiden Motoren gewöhnt und auch an die Geräusche des Meeres. Begleitet wurden wir von kleinen Vögelschwärmen, die darauf aus waren, Nahrung zu bekommen.

Da ich in den Himmel schaute, konnte ich sie sehen, wie sie ihre Bahnen zogen und auch als Gruppe zusammenblieben.

Wie von selbst fielen mir die Augen zu. Ich sank tatsächlich in einen

bleiernen Schlaf und wurde erst wach, als ich Kates Hand an meiner linken Schulter spürte, die mich rüttelte.

»Aufstehen, du müder Held!« lachte sie.

Verwirrt öffnete ich die Augen. Wäre Kate nicht schnell gewesen und hätte mich festgehalten, wäre ich noch von der Bank auf die Bohlen des Bootes gerutscht.

»Was ist denn?«

»Wir sind fast da.«

»Wo?«

»Am Ziel, bei den Felsen, genau dort, wo du den Schatz und sein Versteck vermutest.«

Erst jetzt richtete ich mich auf, preßte die Hände gegen die Stirn und dachte über die Worte nach. Nur langsam kam ich auf Touren.

Zwar fühlte ich mich noch immer etwas matt, aber der Zustand änderte sich, denn dieser tiefe Schlaf verfehlte seine Wirkung nicht. Er hatte mich erfrischt und mich wieder auf die Beine gebracht.

Kate stand vor mir. Sie deutete über die Steuerbord-Reling hinweg und sagte nur: »Schau!«

Ich stand auf. Ich trat ebenfalls an die Reling und konnte nur staunen.

Wie hatte sich die Küstenlandschaft verändert!

Okay, rauh war sie geblieben, nichts Weiches war zu erkennt. Es gab keinen Badestrand, dafür tagten aus dem Wasser die Buckel mächtiger Felsen, die mich im ersten Moment an grau gestrichene Eisberge erinnerten, denn auch bei ihnen befand sich der größte Teil unter Wasser. Sie standen verteilt, die Räume zwischen ihnen waren nie gleich, aber in ihnen schäumte und strudelte das Wasser mit ungemeiner Kraft. Es war eine wütende, wilde Flut, eine mörderische Gefahr, der sich kein Schiff unserer Größe würde entgegenstemmen können.

Suko fuhr nicht einmal mehr mit halber Kraft. Das Wasser unter unserem Bootskiel war ebenfalls unruhiger geworden. Strudel und Wirbel tobten an den Seiten, sie zerrissen und zerrten, noch waren wir stärker.

»Ich muß auf die Brücke«, sagte Kate.

Dabei blieb ich an ihrer Seite. Ohne den Blick zu wenden, fragte Suko. »Ausgeschlafen?«

»Nein, abgebrochen.«

»Hast du Nerven.«

»Neidisch?«

»Ich bin ja Gönner.« Er wurde sachlich. »Wie nahe können wir an die Felsen heran?«

Kate hob die Schultern. »So genau kenne ich mich auch nicht aus. Ich muß mich auf das verlassen, was mir die Bewohner sagten, und die

warnten vor diesem Gebiet.«

Suko nickte. »Zu recht. Zwischen diesen Klumpen möchte ich nicht schwimmen.«

Hinter den Felsen öffnete sich das Land wie ein Maul. Dort befand sich eine Bucht, deren Umrisse der Schaum der auslaufenden Brandungswellen nachzeichnete.

»Vielleicht sollten wir hier vor Anker gehen.«

»Wie du meinst, Kate.«

Ich verschwand, und Suko stoppte die Fahrt. Wir dümpelten nur auf den Wellen, ließen uns von der Dünung treiben und würden, wenn kein Anker ausgeworfen war, irgendwann an den Felsen zerschellen.

Unter Deck befand sich die Automatik für den Anker. Ein Motor sorgte dafür, daß er sich löste und in die Tiefe rasselte. Der Raum war klein, ich roch das Öl der Maschine und sorgte durch einen Knopfdruck dafür, daß sich der Anker löste.

Irgendwann lief die für mich sichtbare Kette nicht mehr weiter, der Anker hatte den Grund erreicht, der nahe am Strand nicht mehr sehr tief lag.

Wieder an Deck, sah ich, daß Suko seinen Platz an der Brücke verlassen hatte. Er stand mit Kate zusammen und schaute zu den Felsen hin. Sie wirkten auf mich wie dunkle Türme, die den Schatz bewachen sollten.

»Hier sollen wir also tauchen«, sagte ich und nickte gegen die Decksplanken.

Suko grinste. »Es wird kalt werden.«

»Die Taucheranzüge sollen ja wärmen.«

Kate Tanner zeigte ein besorgtes Gesicht. »Seid ihr denn Spezialisten für diese Tiefe?«

»Nein.« Suko antwortete für mich gleich mit. »Wir haben öfter getaucht, aber das war eine andere Gegend.«

»Kann ich mir denken.« Kate deutete auf das Wasser. »An der Oberfläche ist es unruhig, das hat seinen Grund. Die Felsen verändern die Strömung und machen aus ihr gefährliche Wirbel und Strudel. Ich bin davon überzeugt, daß es unter Wasser ebenso schlimm sein wird, wenn nicht noch schlimmer. Genaue Berechnungen darüber habe ich nicht, obwohl es die sicherlich geben wird. Ich muß mich da schon auf die Aussagen der Einheimischen verlassen, denen dieser Küstenstreifen nicht geheuer wird. Das hängt nicht nur allein mit dem Schatz zusammen.«

»Du zählst auch die Strudel hinzu.«

»Richtig, John.«

»Wir müssen trotzdem runter«, erklärte Suko. »Und zwar so schnell wie möglich.«

»Noch etwas.« Kate räusperte sich. »Ich kann nicht garantieren, daß

ihr den Schatz hier unten finden werdet. Auch wenn er an dieser Stelle liegen sollte, wird man ihn meiner Ansicht nach gesichert haben. Dieses Gebiet unter Wasser ist bisher kaum erforscht worden. Zum Land hin soll es Stollen und Höhlen geben, die sich zu einem wahren Labyrinth verzweigen. Wer hier taucht, der muß lebensmüde sein. Das sagen die Menschen von Greenspond.«

Ich lächelte. »Willst du uns Angst einjagen?«

»Bestimmt nicht. Doch wir sollten wissen, was auf uns zukommt.«

»Gut«, entschied Suko, »machen wir es am besten so. Zunächst taucht einer von uns und sondiert die Lage, damit wir uns einen ersten Überblick verschaffen können.«

»Einverstanden.«

»Wer soll tauchen?«

»Bist du überhaupt fit?«

Suko hob den rechten Zeigefinger. »Laß mich nicht wütend werden, Alter.«

»Okay, okay, keine Panik. Wir losen.«

»Damit bin ich einverstanden.«

Suko nahm Kopf, ich Zahl, und Kate warf die Münze in die Luft.

Als sie die rechte von der linken Hand wegnahm, bekam ich einen trüben Blick, denn ich hatte verloren.

»Kopf«, sagte Suko. »Diesmal habe ich gewonnen.«

»Ich weiß nicht, ob ich dich darum beneiden soll.«

»Bestimmt nicht«, meinte Kate, als Suko gegangen war, um die Ausrüstung loszuzurren, die wir an Deck gelegt hatten. Die glatten Taucheranzüge waren von innen isoliert. Sie würden also eine bestimmte Temperatur aushalten können.

Glücklicherweise war es an dieser Stelle nicht so tief, als daß wir den Druck nicht hätten aushalten können. Suko entkleidete sich bis auf sein Jeanshemd und die shortartige Unterhose. Als er sich den Neoprenanzug überstreifte, war ich ihm behilflich.

Der Anzug war nicht durchlaufend dunkelgrau. Gelbe Streifen an den Seiten hellten ihn auf.

»Alles klar?«

»Fast.« Suko bückte sich. Er nahm die starke Taucherleuchte an sich und auch das Messer mit der breiten, zweischneidigen Klinge.

Er ließ es in einer am Gürtel befestigten Scheide verschwinden, weil er sich nicht selbst verletzen wollte.

Dann legte er die beiden Preßluftflaschen an, atmete einige Male, war zufrieden und tappte mit den dunklen Schwimmflossen über Deck wie eine übergroße Ente.

Ich schaute zurück auf das Meer.

Kein Boot war zu sehen, auch die drei Killer schienen uns von der Wasserseite her noch nicht zu suchen. Möglicherweise kamen sie auch

von Land, bei ihnen mußte man mit allem rechnen.
An der Reling war Suko stehengeblieben. Er schaute in das schaumige Wasser, das an den Seiten des Bootes entlangglitt. »Wenn ich jetzt sicher sein könnte, daß sich der Schatz auch tatsächlich unter dem Bootskiel befindet, wäre viel gewonnen.«
»Soviel Glück werden wir nicht haben«, sagte ich.
»Abwarten.« Er wandte sich an Kate Tanner. »Sag mal, weißt du denn, wo die geheimnisvollen Gänge oder Stollen beginnen. Müssen wir weit vor dem Land ins Meer?«
»Keine Ahnung. Das mußt du schon selbst herausfinden.«
»Hör zu, Suko. Wenn es zu gefährlich wird, kommst du sofort hoch. Versprochen?«
Er nickte nur, weil er sich bereits das Mundstück zwischen die Lippen geschoben hatte. Ich schlug ihm zum Abschied auf die Schulter. Suko setzte die Taucherbrille auf, nickte uns noch einmal zu, kletterte über die Reling hinweg und ließ sich kopfüber in die graugrünen Fluten fallen, wo er verschwand wie ein Stein.
Kate und ich schauten ihm nach. Ich sah, daß Kate eine Gänsehaut bekommen hatte und sich schüttelte. »Wenn das nur gutgeht«, sagte sie leise. »Ich… weiß es nicht.«
»Wovor hast du genau Furcht?«
»Nicht vor irgendwelchen Seemonstern, daran glaube ich nicht. Es ist die Natur, John. Die Kraft des Wassers, die Strudel, die zahlreichen Wirbel, die stärker als die menschliche Kraft sind. Wenn du dort einmal festhängst, kannst du dich aus eigener Kraft kaum befreien. Das mußt du mir glauben.«
»Kann sein.«
Sie schaute mich fast bewundernd an. »Woher nehmt ihr beide eigentlich euren Optimismus?«
»Das kann ich dir sagen, Kate. Wer so lange im Geschäft ist wie wir, wer so viel erlebt hat, dem bleibt einfach nichts anderes übrig, als Optimist zu sein.«
Sie lächelte schmal. »So habe ich das noch gar nicht betrachtet.«
»Es stimmt aber.«
»Möglich.« Sie starrte wieder auf das Wasser. Von Suko war längst nichts mehr zu sehen.
Ich hatte mich gedreht und dachte an unseren Koffer, den wir mit an Bord genommen hatten. Wir waren gut ausgerüstet, denn in ihm befand sich ein Gegenstand, von dem Kate Tanner bisher nichts wußte, mit dem sie wohl auch nichts hätte anfangen können.
Es war der Dunkle Gral!
Ich hatte ihn bewußt mitgenommen, um zu beweisen, daß mir der Schatz auch zustand. Ich war nicht nur Träger des Kreuzes, auch Besitzer des Dunklen Grals. Dieses mystische Relikt konnte eine

Verbindung zwischen den Zeiten und den Welten herstellen. Der Dunkle Gral und die Templer standen in einem engen Zusammenhang. Möglicherweise würde es dazu kommen, daß ich ihn einsetzen mußte, um mich zu beweisen.

Meine Gedanken kreisten um den Schatz der Templer. Ich konnte mir vorstellen, daß diejenigen Personen, die ihn in der Tiefe versenkt hatten, ihm dem Meer nicht ohne Sicherung überlassen wollten. Da war irgend etwas, da mußte etwas sein, und ich ging einmal davon aus.

»So nachdenklich, John?«

»Sicher. Ich denke über den Schatz nach.«

»Ist es schlimm, wenn du ihn nicht findest?«

»Nein, überhaupt nicht.«

Sie schaute mich an und nickte. »Ich spüre, daß deine Antwort ehrlich gemeint ist. Anderen Menschen hätte ich sie so nicht abgenommen. Ihr gehört zu den Menschen, die tatsächlich eine Aufgabe zu erledigen haben, die nie endet.«

»Danke, Kate. So pathetisch habe ich das zwar nicht gesehen, aber irgendwo hast du schon recht.«

»Meine ich doch.«

Ich schaute wieder auf das Wasser.

Es bewegte sich geheimnisvoll und kreisend vor mir. Auf der Oberfläche tanzten schaumige Wellen, die ständig zu neuen Kreisen gedreht wurden, bevor sie zerflossen. Aus der Tiefe bekamen sie Nachschub, dann drehten sie sich der Oberfläche entgegen, schmatzten, glucksen und klatschten nahe der Bordwand. Sie kamen mir vor wie Hände, die immer wieder gegen das vom Anker gut gehaltene Schiff hieben.

»Wenn die Templer tatsächlich so gute Baumeister waren, wie du gesagt hast, John, dann könnte es doch sein, daß sie hier in der Tiefe eine Unterwasserstadt angelegt haben. Oder nicht?«

»Ja, das ist möglich.«

»Wie im Märchen.«

Ich antwortete mit einer Floskel. »Manchmal werden Märchen auch wahr, Kate.«

»Man muß nur daran glauben, wie die Kinder.«

»Eben.«

Während unseres Gesprächs war mir eine Idee gekommen. In gewisser Hinsicht eine Eingebung, der ich allerdings folgte, denn ich holte plötzlich mein Kreuz hervor.

Kate Tanner stand neben mir und beobachtete mich staunend. Ihre Augen weiteten sich noch mehr, als sie das Kreuz aus der Nähe erkannte. Durch den offenen Mund atmete sie ein. »Himmel, was ist das?«

»Ein Kreuz.«

»Das sehe ich. Aber die Zeichen.«

»Nun ja, sie sind bewußt eingraviert worden. Sie alle haben ihren Sinn, Kate.«

Fast ehrfurchtsvoll besah sich Kate meinen Talisman. »Ich weiß nicht, aber könnte es sein, daß dieses Kreuz sehr alt ist?«

»Uralt.«

»Wann entstanden?«

»Es klingt unglaublich, was ich dir jetzt sage, aber der Prophet Hesekiel hat es während der babylonischen Gefangenschaft seines Volkes hergestellt.«

Diesmal hatte ich Kate Tanner dermaßen überrascht, daß sie kein Wort hervorbrachte.

»Es stimmt.«

»Nein, John. Als Hesekiel lebte, war das doch vor unserer Zeitrechnung. Wie konnte er wissen, daß das Kreuz einmal…«

»Vergiß nicht, daß es sich bei ihm um einen Propheten gehandelt hat, Kate.«

»Und daran glaubst du?« Sie war noch immer nicht überzeugt.

»Natürlich. Ich habe sogar Beweise bekommen. Es ist mir durch Zeitreisen gelungen, mit Hesekiel zusammenzutreffen. Aber das ist jetzt nicht wichtig. Es zählt allein das Kreuz.«

»Weshalb hast du es hervorgeholt? Was soll es dir hier an Deck beweisen?«

»Das geschah aus einer Eingebung heraus. Ich möchte etwas testen.«

»Was denn?«

»Das wirst du gleich sehen.«

Kate Tanner folgte mir, bis ich dicht vor der Reling stehenblieb.

Das Kreuz lag auf meiner Hand, die ich zur Faust schloß, denn ich wollte mich vergewissern, ob es sich erwärmte.

Wenn irgendeine Magie in der Nähe lauerte, reagierte das Kreuz wie ein Indikator. Aber noch tat sich nichts. Vielleicht hätte ich es Suko mitgeben sollen. Direkt am Ort des Geschehens hätte es sich wahrscheinlich verändert.

Vor und unter uns bewegte sich das Wasser in unruhig verlaufenden Wellen. Ein völlig natürlicher Vorgang, aber was verbarg sich darunter? Was oder wer lauerte in der Tiefe, die mir so unergründlich erschien? Konnte mir das Kreuz einen Hinweis geben?

Mit der linken Hand klammerte ich mich fest; die rechte schob ich über die Reling hinweg, hielt nurmehr die Silberkette fest, an der mein Kreuz hing, und ließ den wertvollen Gegenstand über dem Wasser pendeln.

»Was machst du denn jetzt?« fragte Kate.

»Nichts Besonderes«, gab ich zurück. »Ich möchte nur wissen, ob sich

mein Verdacht verstärkt.«

»Welcher?«

Ich gab keine Antwort, denn irgend etwas geschah mit dem Kreuz.

Sichtbar, noch nicht zu erkennen, aber ich merkte sehr deutlich, wie es von einem Zittern durchlaufen wurde und sich allmählich auflud, als wäre es mit Elektrizität gefüttert worden.

Dann sahen wir es zugleich.

Auf der Wasserfläche breitete sich etwas aus. Es schien aus der Tiefe hochgekommen zu sein und erinnerte mich an einen silbernen Teppich…

***

Schon sehr bald merkte Suko, wie gefährlich die Strömung unterhalb der Wasseroberfläche war. Noch in den helleren Regionen, die von Sonnenlicht erreicht wurden, packte ihn bereits der Strudel mit einer schon beängstigenden Gier.

Da schienen zahlreiche Hände über Sukos zweite Haut hinwegzugleiten, um sich an ihm festzuhalten, aber die Finger rutschten jedesmal ab. Auch Suko stemmte sich gegen die Wirbel. Er wollte dorthin tauchen, wo er es sich vorgenommen hatte.

So schwamm er gegen die Unterwasserwirbel an oder entging ihnen einfach, indem er Bögen schlug, was natürlich Zeit kostete und ihn manchmal von seinem eingeschlagenen Kurs abbrachte.

Das fahle Sonnenlicht versickerte sehr schnell. Die mächtigen Schatten der Felsen und das finstere Wasser schluckten die Helligkeit weg. Suko geriet nicht aus dem Blick.

Die Lampe hatte er am Gürtel befestigt. Sie war wasserdicht und hielt auch einen größeren Druck aus. Suko schaltete sie ein und folgte dem Strahl mit seinen Blicken.

Wie ein breites Band stach er in die Finsternis. Er fächerte auseinander, bildete schließlich einen Kegel und leuchtete somit ein größeres Gebiet aus.

Suko beugte sich nach vorn, tauchte schräg dem Meeresboden entgegen.

Das Meer kam ihm vor wie ein Trichter. Auch das Lampenlicht huschte in unregelmäßigen Bewegungen durch das Wasser und er wischte hier und da erschreckt glotzende Fische, die mit zackigen, schnellen Bewegungen verschwanden, wo der große Körper des Chinesen in ihre Nähe glitt.

Urplötzlich geriet Suko in einen Strudel, der ihn schob und zog zugleich. Das Wasser drückte ihn dorthin, wo ein gewaltiger Schatten mehr zu ahnen, als zu sehen war.

Vergeblich stemmte sich Suko gegen die Strömung an. Brutal riß sie seinen Körper mit, und er schaffte es auch nicht, ihr zu entwischen, als

er den Felsen zum Greifen nahe vor sich sah.

Hart prallte er mit der Schulter gegen das rissige Gestein. Er hoffte, sich den Anzug nicht zerstört zu haben, tat das einzig richtige in seiner Lage und tauchte noch tiefer, aber da wurde bereits der Druck wieder stärker.

Wenn es ihm nicht gelang, bald den Meeresgrund zu erreichen, mußte er ohne Ergebnis wieder auftauchen.

Suko hatte Glück. Seine Hände wühlten plötzlich in einem düsteren Sandhügel. Dort entdeckte er auch Abfall. Suko wühlte weiter und fand ein verrostetes Auto.

Er blieb dicht über dem Grund, war der Strömung entkommen und schwamm mit eingeschalteter Lampe in der Nähe des Felsens und schaute in Lücken, Risse und Spalten.

Er schreckte Fische auf, die in den düsteren Höhlen gelauert hatten, schwamm schließlich vom Felsen weg.

Dicht über dem Meeresboden bewegte er sich weiter in Richtung Land. Auch hier unten war das Wasser nicht strömungsfrei. Sie packte Suko zwar nicht so fest wie noch vor Minuten, aber sie brachte es fertig, den Sand zu bewegen und immer wieder eine neue Landschaft zu gestalten, deren Aussehen allerdings bei Sturm nie länger als nur Sekunden bleiben würde. Schon jetzt bewegte sie sich unter Suko. Da wurde der Sand aufgewühlt, zu Kreisen gedreht, oder zu langen Schleiern, die dem Chinesen entgegenwehten und ihm die Sicht erschwerten.

Er schwamm und wühlte sich weiter. Manchmal schleiften die Breitseiten seiner Schwimmflossen über den Boden, und er geriet in einen Fischschwarm aus glitzernden Leibern, bis wieder einer dieser gewaltigen, dunklen Felsen vor ihm erschien und so aussah, als würde er jeden Augenblick über ihm zusammenbrechen. Eine optische Täuschung, denn durch die Bewegungen des Wassers kam ihm auch der Felsen so vor, als würde er in der Flut tanzen.

Suko behielt seine Richtung bei. Mit möglichst ruhigen Bewegungen schwamm er an den Felsen heran, von dessen eigentlicher Kontur er nichts erkennen konnte. Auf ihn wirkte er wie ein Berg, der seit Urzeiten der Gewalt des Wassers getrotzt hatte.

Bevor ihn eine Strömung erwischen und wieder gegen das Hindernis schleudern konnte, änderte der Inspektor seinen Kurs. Er wollte an der rechten Seite des Hindernisses vorbeischwimmen und wunderte sich wenig später über die gewaltigen Ausmaße des steinernen Felsenbergs, dessen Anfang tief im Meeresboden begann und dessen Ende für ihn nicht sichtbar war.

Dafür etwas anderes!

Suko wäre fast vorbeigeschwommen. Erst im letzten Augenblick erkannte er die dunkle Öffnung, die ihn wie ein schwarzes Auge oder

Loch angähnte.
Der Beginn einer Höhle im mächtigen Felsen!
Das interessierte den Inspektor. Er glitt noch näher heran, um sich mit den Strömungsverhältnissen vertraut zu machen. Suko wußte genau, daß es gefährlich sein konnte, sich sehr nahe an einen derartigen Eingang heranzuwagen, weil sich dort leicht ein starker Sog bilden konnte, der einen Schwimmer kaum mehr freiließ.
Etwas strömte aus der Öffnung hervor. Sie spie kleine Fische, Sand und zahlreiche winzige Teile aus wie ein großes, unheimliches Maul. Das schleuderte sie dem Inspektor entgegen, verdunkelte dessen Sicht, so daß Suko sich gezwungen sah, etwas abzudrehen.
Er schwamm einen Kreis, drehte sich wieder – und sah plötzlich den langen Schatten, der aus dem Tunnel herausschwamm.
Im ersten Moment glaubte er an einen ungewöhnlich großen Fisch, das war ein Irrtum, denn Fische besaßen keine langen Haare. Sollte ein Mensch den Tunnel verlassen haben?
Suko, der Wasser getreten hatte, drehte sich weiter und leuchtete nun direkt dorthin, wo der lange Gegenstand verschwunden war und sich so sicher bewegte.
Das Licht hatte ihn irritiert, aber auch neugierig gemacht, denn er drehte sich.
Suko sah ihn von vorn – und glaubte, sich im Mittelpunkt eines Märchens zu befinden.
Was da vor ihm schwamm, sah aus wie eine Frau, das allerdings war sie nur zur Hälfte. Ihr Unterkörper bestand aus einer breiten und langgezogenen Schwanzflosse.
Nicht eine Frau schwebte vor Suko, sondern eine Nixe. Das alles hätte er noch hingenommen, Nixen kannte er, es hatte sie in Atlantis gegeben. Ihn schockte etwas ganz anderes.
Die Nixe besaß das Gesicht der Chris Tanner!

***

Sekunden vergingen, und Suko verlor während dieser Spanne das Zeitgefühl. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, wäre am liebsten auf die Nixe zugeschwommen, was auch nicht klappte, denn er fühlte sich wie unter einem Druck stehend.
Er atmete. Die Luftblasen stiegen über ihm auf, was bei der Nixe nicht der Fall war. Sie brauchte das Wasser, sie konnte sich darin so normal bewegen wie ein Mensch an Land.
Suko veränderte die Richtung des Strahls ein wenig. Obwohl das Haar in der Länge zugenommen hatte, war das Gesicht des Wesens deutlich zu erkennen.
Das mußte Chris Tanner sein!
Im Wasser wirkten die Augen der Person wie dünnes Glas. Sie

bewegte auch den Mund. Über Sukos Rücken hinweg strich eine Gänsehaut, als hätte ihn jemand mit eisigen Totenfingern berührt.

Damit hatte er nicht gerechnet. Sie hatten geglaubt, Chris wäre von den Gangstern getötet worden, aber sie als Nixe zu sehen war eine Sensation.

Suko überlegte, was er machen sollte. Hinschwimmen, sie anfassen, versuchen, auf eine nicht alltägliche Art und Weise mit ihr in Kontakt zu treten?

Das alles war gut und schön – nur, wie würde dieses Wesen reagieren, das es eigentlich nur in Märchen und Legenden gab.

Der Lampenschein hellte das dunkle Wasser mit einer grünlichen Aura auf. Sie erfaßte auch Chris Tanner, die sich allerdings nicht einmal irritiert zeigte, eher neugierig.

Das hatte auch Suko festgestellt und sich vorgenommen, näher an das Wesen heranzuschwimmen.

Nur nichts überstürzen, immer vorsichtig, mit langsamen, keinen Verdacht erregenden Bewegungen.

In der an geleeartigen Glas erinnernden Mischung aus Licht und Wasser wirkte das Gesicht wie eine alte Statue, die jemand hier unten abgestellt hatte.

Suko kam es vor, als würde jeder von ihnen auf eine Aktion des anderen warten, aber noch traute sich niemand. Das Lauern hielt an.

Bis Suko es wagte.

Er zog seine Beine behutsam an, bevor er sie wieder in Richtung Meeresgrund drückte.

Das Wasser trug ihn höher. Suko hatte die Lampe vom Gürtel losgehakt, er hielt sie mit der linken Hand fest. Am liebsten hätte er die Nixe angesprochen, aber das war nicht möglich. Unter Wasser konnte man nicht reden, auch auf telepathischem Weg gelang es ihm nicht, eine Verbindung herzustellen.

Näher kam Suko heran, noch einen Stoß mit den Beinen, und er mußte sie berühren. Seine Hand glitt über die Schuppenhaut des Unterleibs, wanderte höher und strich über den Leib unter den kleinen, spitzen Brüsten hinweg.

Chris, die Nixe, rührte sich nicht.

Auch ihr Gesicht blieb ausdruckslos. Kein Lächeln, kein Blick, der sich änderte und Suko willkommen hieß. Die Nixe blieb kalt und abweisend, was Suko nicht gefiel, denn er wollte einiges über sie in Erfahrung bringen, sie möglichst an Bord bringen und dort versuchen, mit ihr akustisch in Kontakt zu treten.

Es blieben Wunschträume, denn Suko hatte die Nixe, vor allem deren Kraft und Reaktionsschnelligkeit unterschätzt.

Er bekam die Bewegung der breiten Flosse nicht mit, merkte nur den Schatten, dann erhielt er den Schlag.

An der Hüfte und am Rücken erwischte ihn die Schwanzflosse wie ein hartes Stück Eisen. Das Wasser hatte die Wucht des Treffers kaum dämpfen können. Suko wurde zur Seite geschleudert und gleichzeitig in die Tiefe gedrückt. Es gelang ihm noch, den Kopf zu drehen, hochzuschauen und zu sehen, wie die Nixe, wie vom Magnet angezogen, der Oberfläche entgegenglitt, wo sich ein leicht silbriger Schein ausbreitete.

Davon allerdings hatte er nichts, denn Suko hatte die Wucht unterschätzt und tauchte in den weichen Sand am Meeresgrund…

***

Starky hockte an Deck und wimmerte. Jeb Raison selbst hatte ihn bestraft, und der Hechler konnte eigentlich froh sein, daß er noch am Leben war. Normalerweise bestrafte Raiser Versagen oder Ungehorsam mit dem Tode.

Bei Starky hatte er nur geschlagen.

Allerdings mit einer Reitgerte, und das hatte weh getan.

Er selbst und Fisher befanden sich nicht an Deck. Nur Oscar, der Steuermann, war bei Starky, und für den hatte er nicht einmal ein Wort übrig.

Auch Oscar mochte keine Versager.

Nach gut zwei Stunden kehrten Raiser und Fisher zurück. Beide sahen aus, als hätten sie Erfolg gehabt. Oscar, der an der Reling lehnte und rauchte, entdeckte sie zuerst.

»Sie kommen zurück!«

»Leck mich!«

»Halt dein Maul, Starky.« Oscar drehte sich um. »Seit froh, daß man aus dir keinen Fischfraß gemacht hat.«

»Na und?«

Der Steuermann lachte, als er Starky drohte. Er mochte diesen falschen Hund nicht. Seiner Ansicht nach hätte Raiser ihn tatsächlich zu den Fischen schicken sollen.

Die beiden Männer bewegten sich auf den Anlegesteg zu. Der Wind fuhr in ihre Haare. Wegen des starken Sonnenscheins hatten sie die dunklen Brillen aufgesetzt, die ihnen ein gefährliches Aussehen haben.

»Und?« fragte Oscar, als er Platz schuf, um seine Kumpane an Bord zu lassen.

Jeb Raiser blieb stehen und grinste. »Wir haben es gepackt«, erklärte er.

»Ja, wir wissen, was sie machen!« fügte Fisher hinzu.

»Wo sind sie denn?« fragte Oscar.

Raiser deutete an ihm vorbei aufs Meer. »Sie haben sich ein Boot geliehen.«

»Was?«

»Ja.«

Oscar lachte hell wie ein kleines Kind. »Verdammt, was wollen sie denn damit? Spazierenfahren?«

»Hast du je davon gehört, daß Bullen einfach spazierenfahren?«

»Nein, Jeb.«

»Na bitte.«

Oscar überlegte. »Weiß man denn, welchen Kurs sie eingeschlagen haben?«

Raiser hob die Schultern. »Zumindest ist das Boot hochseetüchtig.«

»Unseres auch«, grinste der Steuermann.

»Eben, Oscar, deshalb werden wir auch ablegen und uns auf die Suche nach den Bullen machen.«

Oscar knetete sein Kinn. »Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, daß sie etwas ganz Bestimmtes wollen.«

»Und was, bitte?«

»Keine Ahnung, bestimmt nicht fischen.«

»Wir werden es herausfinden«, erklärte Raiser und befahl Fisher, die Leinen zu lösen.

»Welchen Kurs denn?« rief Oscar, schon auf dem Weg zum Ruder.

»Erst einmal aus dem Hafen. Weit werden sie nicht sein. Und wir besitzen auch gute Augen.«

»Darauf kannst du dich verlassen, Jeb!«

Vor Starky blieb Raiser stehen. Der hockte am Boden, sein Blick flackerte. »Hallo Ratte, wie fühlst du dich?«

»Hör zu, Jeb«, hechelte Starky, »das war alles ein verdammter Irrtum. Du mußt mir glauben.«

»Klar, Ratte, klar, ich glaube dir auch. Der Bulle lebt. Es wird uns Ärger machen. Und rate mal, wer den auszubaden hat, Ratte?«

Eine Antwort gab Starky nicht, denn Jeb Raiser ging davon. Drei Minuten später legten sie ab.

Vier gnadenlose Killer, die sich vorgenommen hatten, drei Menschen zu töten. Die aber auch nicht ahnten, daß es Dinge gab, die mit dem menschlichen Verstand nicht so leicht zu erfassen waren…

ENDE des ersten Teils